Rudolf von Gottschall.

Der steinerne Gast.

Roman.

Es war in einer Gaisblattlaube des Pfarrgartens: ein schwüler Sommernachmittag. Daneben brannte die Sonne auf den Glasfenstern, unter denen einige Gurken und Kürbisse ihre Riesenleiber zur Schau stellten. Ein schläfriger Citronenfalter nippte an einer gelben Pantoffelblume — Alles schien in der Hitze unbeweglich, wie festgezaubert. Dicht vor der Laube lag die Sonne heiß und blendend auf den Kieswegen.

An einem gedeckten Kaffeetische saßen Rudolf und Godwine, des Pfarrers Kinder: jener, ein junger Student, der die zwei ersten Semester hinter sich hatte, aber ohne alles Studentische in seinem Wesen; er blickte wie ein stiller Träumer aus seinen großen blauen Augen, deren Blicke noch tiefer erschienen durch den Contrast mit dem schwarzen, leicht gelockten Haar. Godwine aber war ein blondes Mädchen, vom zarten Teint der echten Blondinen: Alles an ihr in anmuthigem Einklang.

Die Kinder warteten auf den Vater, der sein Nachmittagsschläfchen abhielt: denn er war am heißen Vormittag viel über die Pfarräcker gewandert. Die Beiden hatten keine Geheimnisse vor einander und plauderten in traulichem Zwiegespräch. Rudolf war erst am Abnnd vorher von der Universität zurückgekommen, um im Vaterhause die Sommerferien zu genießen.

„Und Du wirst sie noch heute sehen?" fragte Godwine.

„Ich habe ihr heute von dem taubstummen Kinde des Dorfschmieds ein Sträußchen bringen lassen. Das bedeutet, daß ich heute Abend an der Echobank im Schloßgarten sein werde . . . bei Sonnenuntergang."

„Mich beängstigst das Alles," sagte Godwine, „wohin soll das führen?"

„Hoffentlich einmal zu dauerndem Glück."

„Das ist kühn. Du wagst es, daran zu denken? Die Tochter des reichen italienischen Conte — und des Pfarrers armer Sohn?"

„Dieser arme Sohn wird es in der Welt wohl weiter bringen."

„Ja, wieder zu einer Pfarre!"

„Davon ein anderes Mal! Es ist des Vaters Wille; doch die Theologie will mir nicht recht in den Kopf; es regt sich da allerlei, was ihr den Zutritt wehrt."

„Und das schwarzäugige Kind von drüben verwirrt Dir wohl auch die Gedanken?“

„Ich leugne es nicht; ich denke mir die Zukunft jetzt anders als früher. Vor vier Jahren, als der Conte hierher zog auf dies ererbte Schloß, das von der Familie seiner Frau stammt, und welches bis dahin von Beamten bewohnt wurde, die das Gut verwalteten, da war Isabella noch ein Kind, wie Du selbst, ihre Freundin und Spielgefährtin, und ich durfte arglos mich an Euren Spielen betheiligen. Allmählich wurde es anders, ich empfand eine wachsende Neigung für sie und ich fühlte, daß sie erwidert wurde. Du und ich, wir zogen uns immer mehr zurück, je mehr aus dem spielenden Mädchen ein vornehmes Fräulein wurde.“

„Mir hat sie immer ihre Freundschaft bewahrt,“ versetzte Godwine, „doch ich merkte bald, daß der Conte unseren Umgang um so mehr einzuschränken suchte, je vertraulicher er früher gewesen war. Die Gesellschaftsdame, das Fräulein Salviati, erhielt gemessene Ordres ... und ich wollte nicht aufdringlich erscheinen. So blieb es denn bei gelegentlichen Anstandsbesuchen.“

„Und ich,“ versetzte Rudolf, „komme nur bei festlichen Gelegenheiten auf's Schloß! Das hinderte aber nicht, daß ich, ehe ich auf die Universität zog, von Isabellchen einen rührenden Abschied nahm und daß ich sie öfters spreche, wenn ich hierher in die Ferien komme. Fräulein Salviati hat das Nachsehen. Diese Triesterin mit ihrem deutsch-italienischen Kauderwelsch

ist mir von je ein Gräuel gewesen. Isabellchen aber kennt ihre schwachen Seiten und weiß sie unschädlich zu machen."

„Ihr seid noch immer," versetzte Godwine, „wie die spielenden Kinder, aber Euer Spiel beginnt gefährlich zu werden."

Nach einer Pause, in welcher sie über ihre Nadelarbeit gebeugt war, sagte sie mit einem Ton, dem sie möglichste Gleichgültigkeit anzukränkeln suchte: „Was macht denn Max?"

„Das ist recht," sagte Rudolf, „Du beginnst vor Deiner Thüre zu kehren. Max ist ein recht flotter Student, er läßt wohl Nichts von sich hören?"

Nein," sagte Godwine leise.

„Dazu hat er nicht Zeit. Diese Corpsburschen haben so viel zu thun. Heute Kneipe, morgen Commers, übermorgen Seniorenconvent, dazwischen Paukereien. Seine Nase ist schon ganz zerhauen: das schadet ihr übrigens nicht, das macht sie interessant; denn sonst ist dieser Tafelaufsatz bei ihm ziemlich geschmacklos."

„Du bist garstig, Rudolf."

„Muß denn Alles an dem Geliebten schön sein? Er hat ja sonst ein recht angenehmes Gesicht . . . wenn man hineinsieht, wird Einem ganz behaglich zu Muthe, wie bei einem Austernfrühstück mit Champagner; auch hat er eine kräftige Gestalt. Du siehst, ich bin seines Lobes voll . . . aber daß er jetzt gerade an

Dich denken sollte . . . das kannst Du nicht verlangen. Er hat nur seine Couleur im Kopf und um Deine kümmert er sich nicht, magst Du auch vom stillen Weinen etwas blaß geworden sein."

Godwine seufzte. Sie sah den Vater inzwischen auf dem Hauptwege herankommen und stand auf, um in's Haus zu gehen und für ihn den Kaffee zu kochen.

Der alte Pfarrer brauchte indeß einige Zeit, bis er die Laube erreichte. Er hatte für alle seine Blumen ein offenes Herz und da gab es allerlei gerade zu rücken, die Stäbe, um welche sich die eine oder die andere rankte, fester in den Boden zu stecken, eine seitwärts ausschweifende Ranke darum zu schlingen. Dabei beobachtete er kopfschüttelnd die Zerstörungen, welche die Käfer trotz seiner Fürsorge auf den Aepfel- und Birnbäumen angerichtet. Nach einem zufriedenen Blick auf die grünen Ungeheuer unter den Scheiben der Glasfenster trat er endlich in die Laube und setzte sich in den Lehnstuhl, der für ihn dort stets bereit stand. Er rückte sich das schwarze Käppchen auf dem Silberscheitel zurecht: es war schon ein recht alter Herr; er hatte spät geheirathet, da er lange auf eine Stelle warten mußte und seine Frau hatte er schon wieder bei der Geburt Godwinens verloren.

„Rudolf," sagte er, „Du mußt nachher mit mir auf die Pfarräcker gehen. Weizen und Roggen stehen herrlich, auch die Rüben, die ich schon an die benachbarte Zuckerfabrik verkauft habe. Nur müssen wir an

einer Stelle über die sumpfige Wiese; da führt kein Weg hinüber und ich rathe Dir, Wasserstiefeln anzuziehen, wie ich sie immer trage." Und der alte Pfarrherr klopfte mit seinem Stocke an die hohen Schäfte.

„Ich werde mich auch so durchschlagen, Vater," versetzte Rudolf lächelnd.

„Du spielst Dich auf's Stadtkind hinaus," sagte der Pfarrer. „Dir schweben vielleicht die geistlichen Würden in großen Stadtpfarren oder gar Hofpredigerstellen als Lebensziel vor. Das erreichen die Wenigsten . . . und glaube mir, ein tüchtiger Landpfarrer entspricht mehr dem Ideal eines Seelenhirten. Im Mittelalter saßen die Bischöfe und geistlichen Herren oft hoch zu Roß im Steigbügel, ließen den Falken auffliegen auf der Jagd oder schwangen sogar die Streitaxt im Gefecht. Das war nicht christlich . . . aber es war damals Brauch. Heutzutage soll der Pfarrer auch weltliche Dinge treiben, aber friedliche, durch die er seinen Bauern als Muster vorleuchtet. Er pflüge und pflanze die Mutter Erde, lege das Saatkorn in den Boden, freue sich der wallenden Aehren . . . das ist ein frommes Werk. Und wenn einige meiner Amtsbrüder meinen, ich sei verbauert, so halte ich dies für ein Lob . . . das weißt Du! Wenn Ihr nicht werdet wie die Bauern, so werdet Ihr ihnen nicht das Himmelreich beibringen. Das ist meine Ueberzeugung. Den Samen des göttlichen Wortes streut der am wirksamsten aus, der wie die Mitglieder seiner Gemeinde auch das irdische Saat-

korn der Erde anzuvertrauen weiß. ‚Der versteht's', sagen sie dann und lauschen andächtig seinen Worten. Wie denkst Du hierüber?"

„Ich meine," sagte Rudolf, „daß die Landwirthschaft für einen geistlichen Herrn, der seine Felder, Kühe, Hühner und Tauben hat, ein ganz erlaubter Sport ist."

„Sport?" warf der Alte ein, unwillig seine Mütze rückend.

„Ich selbst aber," fuhr Rudolf fort, „finde kein Vergnügen daran; ich empfinde kein Gefühl froher Rührung, wenn die Rüben hoch im Preise stehen und die Kühe kalben. Ich bin kein praktischer Mensch; ich würde meine Aecker verpachten."

Der alte Rösner zuckte mit den Achseln; eine Wolke des Mißmuthes lagerte sich auf seiner Stirne, die erst verscheucht wurde, als seine so liebreizende und sanft lächelnde Tochter Godwine mit dem Kaffeebrett erschien. Erst nachdem er eine Tasse des braunen Saftes geschlürft, fand er eine behaglichere Stimmung wieder und erkundigte sich bei Rudolf nach den Collegien, die er in dem letzter Semester gehört. Es waren auch einige philosophische darunter . . . nicht zur Freude des Vaters.

„Die Weltweisheit und Gottesgelahrtheit passen nicht zusammen," sagte dieser, „um all' dem unnützen Grübeln ein Ende zu machen . . . dafür haben wir ja die Offenbarung erhalten. Die Weltweisheit ist wie

eine saure Wiese, wie nicht gerodetes Unland; die Gottesgelahrtheit ist ein Fruchtgefilde mit goldenen Ernten."

Längst hatte Rudolf es aufgegeben, mit dem Vater zu streiten; er betrachtete nachdenklich die blauen Blümchen auf den Porzellantassen und fühlte sich in seine Kindheit zurückversetzt, wo er schon dieselben blauen Blümchen auf denselben Tassen mit stillem Vergnügen beschaut hatte. So wenig war von dem Inventar zerbrochen worden, und so viel war von den kindlichen Ueberlieferungen, die er in Kopf und Herzen trug, in Stücke gegangen.

Godwine warf fragende und versöhnliche Blicke bald auf den Vater, bald auf den Bruder; sie wußte, daß zwischen Beiden ein unausgesprochener Zwiespalt herrschte, der ihr bedenklich erschien für die Zukunft.

Rudolf folgte zunächst der Aufforderung seines Vaters, mit ihm die Aecker zu besichtigen. Sie schritten auf dem Rain zwischen des Korns hochwallenden Gassen, und der Sohn drückte seine Zufriedenheit mit dem Stande der Saaten aus. Obschon dieses Lob aus wenig sachkundigem Munde kam, erfreute es den Alten doch. Es ist ja der Lauf der Welt: wer lobt, wird alsbald für einen Kenner gehalten. Rudolf freute sich über die Rüstigkeit, mit welcher der alte Herr trotz seiner schweren Wasserstiefeln über die Gräben sprang. Als sie auf dem Grenzraine dahinschritten, der die Pfarr=äcker von den herrschaftlichen trennte, konnte der Pfarrer

einige tadelnde Bemerkungen über die landwirthschaftlichen Leistungen des Schloßherrn nicht unterdrücken.

„Unser vornehmer Nachbar kümmert sich zu wenig um die Wirthschaft. Er ist ein Freigeist.“ Als Rudolf dem Vater einen fragenden Blick zuwarf, da er nicht recht einsah, warum ein Freigeist ein schlechter Landwirth sein müsse, versetzte dieser:

„Wer über Alles spottet, hat keine rechte Freude an den Dingen, und ohne solche Freude an jedem Halm, an jedem blühenden Kraut, an jedem frischen Trieb der jungen Bäume kann man kein guter Landwirth sein. Der Graf del Vercone soll überdies ein böses Gewissen haben, dessen Mahnungen er fortzulachen sucht. Und wenn man so mit sich und seiner Vergangenheit beschäftigt ist, hat man nicht das unbefangene Gemüth, welches das Wachsthum da draußen in der Natur als einen Segen Gottes ansieht. Ein echter Landwirth muß das Herz auf dem rechten Fleck haben; er muß überhaupt Herz haben; sonst ist er nicht viel mehr als eine Säe- und Dreschmaschine.“

Auch Rudolf hatte bisweilen von einer dunklen Vergangenheit des Grafen munkeln hören; doch glaubte er nicht recht daran; denn so oft er ihn gesehen, war er ihm stets als ein leichtherziger Herr erschienen, der allem schwermüthigem Brüten abgeneigt ist und mit einigen funkelnden Witzworten über alles Verstimmende und Mißliebige hinweggleitet.

„Er liest lieber geistreiche Bücher und spielt lieber Karten," sagte Rudolf, „als daß er sich mit dem landwirthschaftlichen Hazardspiel beschäftigt; denn das wirst Du doch nicht leugnen, lieber Papa, daß die Landwirthschaft ein Hazardspiel ist, und daß bei ihr Alles darauf ankommt, welche Karte aufschlägt, ob Regen oder Sonnenschein."

„An Gottes Segen ist freilich Alles gelegen," sagte der Pfarrer, „doch der Mensch muß sein Bestes thun, und wir mühen uns redlich." Dabei klopfte er mit dem Stocke an eine ausmündende Drainröhre welche dem Sohn beweisen sollte, mit welchem Eifer er die nassen Aecker auszutrocknen suchte.

Zu Hause angekommen, warf sich Rudolf in andere Kleider, denn die seinigen waren „mit jedes Bodens Unterschied bedeckt". Die Wanderung über die Felder hatte zuletzt die Grenzmarken der Pfarräcker weit überschritten und über versumpfte Wiesen und über allerlei enge von Hecken halb überwachsene Waldpfade geführt.

Schon neigte sich die Sonne gegen den westlichen Horizont. Rudolfs Herz schlug; seine Ungeduld trieb ihn in den Schloßpark. Dieser war nicht sonderlich gepflegt und ließ die Gartenscheere vermissen; doch wildwachsende Sträucher bildeten einen für den einsamen Wanderer willkommenen Versteck. Immer hielt er seinen Blick nach Westen gerichtet, wo zwischen hohen Buchenstämmen tiefer herunter das abendliche Roth flammte. Da sah er durch eine Lichtung die

strahlenlose rothe Kugel der Sonne hinter einer Hügelkette versinken, und nun lenkte er seine Schritte nach der Echobank. Es war ein abgelegener Theil des Parkes: gegenüber erhoben sich hinter einer tiefen Schlucht einige Felswände, welche gelehrig die Worte des Rufenden zurückgaben. Rudolf blickte noch aus dem Schattengang heraus auf die Bank: sie war leer. Wieder ging er auf und ab in den Gängen; wo das Gestrüpp einen Durchblick gestattete, sah er am Himmel buntes, rothgestreiftes Gewölk; im Westen, wo die Sonne herabgesunken, stiegen schon die Schatteu der Dämmerung auf. Hatte sie das Sträußchen nicht erhalten ... hatte sie ihn nicht verstanden? War die deutsame Sprache verschwiegener Liebe in Vergessenheit gerathen? Oder welches Hinderniß hatte sich ihr in den Weg gestellt?

Eine Viertelstunde verging nach der anderen: er konnte sich von der Echobank nicht trennen. Immer noch hoffte und harrte er — doch vergebens. Er hatte den Muth, ihren Namen zu rufen, und das Echo antwortete, so schwer es ihm wurde, wenigstens mit den Silben desselben. Doch so konnte er nicht heimkehren. Vielleicht gab ihm der Zufall irgend einen Aufschluß, warum sie nicht erschienen; vielleicht, wie eine kühnere Hoffnung ihm sagte, traf er sie selbst auf dem Wege. Er ging an der Echobank vorüber nach der anderen Seite dem Schlosse zu. Wenn ein Vogel durch das Laub schwirrte zu nächtlicher Ruhe, glaubte er das

Rauschen ihres Gewandes zu hören. Er kam bis zu einer Lichtung, welche den Blick auf die Fassade des Schlosses gestattete. Alles still und düster . . . noch war kein Fenster erhellt. Der Mond begann eben seine blasse Scheibe zu füllen und ein matter Streifen seines Lichtes fiel auf die Fontaine, welche auf dem Rasen vor dem Schlosse ihren Strahl in die Höhe steigen ließ. Rudolf kehrte wieder zur Echobank zurück und gab sich dort seinen Träumereien hin. Der Mond war inzwischen voll emporgestiegen und überfluthete mit lichtem Silber die Rieseneichen, die über den Felswänden gegenüber ihre stammgleichen Aeste auseinander breiteten. Rückwärts von der Echobank ging ein schmaler Pfad durch Hasel- und Eichenbüsche in den Park: irgend eine zufällige Begegnung hoffend, schritt Rudolf darüber hin. Ehe der Pfad in den breiten Kiesweg mündete, der nach dem Schlosse führte, bemerkte Rudolf eine verschlossene Sänfte, welche von zwei Trägern dort vorübergetragen wurde. Er war nicht wenig erstaunt über das ungewöhnliche Transportmittel, welches ihn an die englische und französische Rococozeit erinnerte, und gab sich allerlei Vermuthungen hin, die ihn zum Theil beunruhigten; was war da auf dem Schlosse vorgegangen? Er brachte Isabellens Ausbleiben in Zusammenhang mit dieser geheimnißvollen Sänfte, der er von ferne nachfolgte. Dann aber schien es ihm unwürdig, diesem Geheimniß nachzuspüren; er schlug einen Seitenweg ein und irrte auf sich kreuzenden

Pfaden hin und her. Zwar zog es ihn wieder nach dem Schlosse hin; aber er fürchtete, dort in der Mondhelle erkannt zu werden. Endlich war er in einer Parklichtung angekommen, in welcher sich der chinesische Pavillon befand: ein nicht unansehnlicher pagodenhafter Bau mit bunten Glasfenstern und einer von buntfarbigen Pfeilern getragenen Vorhalle mit Orangeriepflanzen in riesigen Töpfen und einer Sitzbank.

Da saß er nun, den Blick auf den silbernen Teich gewendet, der hier zwischen Eschen, Weiden und Perrückensträuchern seinen funkelnden Spiegel ausbreitete. Er kam sich wie einer jener Helden der chinesischen Romane vor, die um hohe Mandarinentöchter zu freien wagen, ehe sie vor dem „Wald der Pinsel“ in Nanking das Staatsexamen gemacht haben, und wenn er auch nicht fürchten durfte, wie diese, für seine Kühnheit mit dem Bambus bestraft zu werden, so hatte er doch das unbehagliche Gefühl, daß sein Abenteuer nicht ohne Gefahr für ihn und die Geliebte sei.

Da regte sich Etwas in den Fluthen und einen langen Silberstreifen nach sich ziehend, näherte sich ein kleines Boot. Etwas Hellleuchtendes schimmerte ihm daraus entgegen . . . eine zarte Hand führte das Ruder . . . eine schlanke Gestalt richtete sich auf . . . dunkle Locken flutheten auf die Schulter . . . es war Isabella, die Südländerin mit den Feueraugen, die hier den Kahn an's Ufer ruderte mit dem Rufe: „Rudolf“,

der unvorsichtig laut durch die Nacht erklang, in die Arme des Geliebten eilte.

„Ich hoffte nicht mehr, Dich zu finden!“

„Du erhieltest meine Sendung und verstandest sie?“

„O, ich war verzweifelt . . . ich mußte L'hombre spielen mit Papa und einem Gaste unseres Schlosses, der sich erst jetzt in seine Gemächer zurückzog. Das Spiel nahm kein Ende . . . die Bete häuften sich . . . endlich erfaßte auch den steinernen Gast, wie wir im Schlosse ihn nennen, Ungeduld; wir schrieben die Bete in den Kessel und rechneten ab . . . unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen, eilte ich an den Teich. Die Wege lassen sich weiter verfolgen mit dem Blick, als der Wasserweg über den Teich, der sich anfangs schmal und fast flußartig durch Verstecke des Ufergebüsches dahinzieht. Deshalb ruderte ich hierher mit dem Kahne und wollte von hier zur Echobank. Ich war ganz hoffnungslos wegen der vorgerückten Stunde: so führt uns hier noch ein freundlich Schicksal zusammen.“

Isabella mochte an die schöne Veroneserin erinnern: so hingebend war sie in der Liebe, so achtlos für Alles, was sich ihr in den Weg stellen konnte. Wohl fehlte der Pater Lorenzo, der den Bund der Herzen insgeheim gesegnet hätte; doch diese Julia liebte ihren Romeo auch ohne des Priesters Segen, so sehr sie diesen auch für den künftigen Bund der Herzen ersehnen mochte; er durfte ihren Lippen Kuß auf Kuß rauben. Man konnte

sehr wohl sich diese Isabella als Shakespeares Julie denken; sie war so jugendlich in ihrem ganzen Wesen und doch kein deutsches Gretchen oder Klärchen; sie hatte mehr einen leidenschaftlichen Zug als das Innige und Sinnige halbgeschlossener Knospennaturen; es war eine üppige Rose voll Duft und Frische.

„An des Vaters Zustimmung verzweifle ich," sagte sie, als sie sich auf der Bank in der Vorhalle des chinesischen Häuschen niedergelassen hatte, ihr Haupt an Rudolfs Brust legend; „wenn Du auch keine Lebensstellung hast, ich bin reich, und Guts- und Schloßherr kannst Du immer werden; nur mußt Du etwas Anderes studiren, als diese unglückliche Theologie: denn zwischen Schloß und Pfarrhaus liegt eine unausfüllbare Kluft. Die Rechte . . . die Naturwissenschaften . . . die Landwirthschaft . . . das klingt anders; das sind Studien, die sich für einen künftigen Schloßherrn ziemen — und welche Pläne auch Papa mit mir haben mag, ich habe mein trotziges Köpfchen und lasse mich nicht irre machen. Ich will Dir mit meiner Hand nicht bloß mein Herz schenken, sondern auch die Güter des Lebens . . . ich liebe Dich ja so namenlos!"

Rudolf drückte sie an's Herz und betheuerte, daß er solcher Liebe würdig sein werde; doch er hoffe, im Kampfe des Lebens seinen Mann zu stellen. „Von Dir will ich nur Herz und Hand," sagte er, „eine bescheidene Existenz will ich mir selber gründen."

„Doch wir wollen nicht bescheiden sein" sagte

Isabella, sich stolz aufrichtend; ihre dunklen Augen leuchteten; über die schönen gewölbten Brauen zogen sich düstere Falten, das seidne Tuch streifte sich vom marmornen Nacken, sie durfte ja ihre stolze Schönheit dem Mond und den Gestirnen zeigen! „Wir haben ein Recht auf alle Herrlichkeit des Lebens, und meine Liebe soll sie Dir gewähren!"

„Doch Deines Vaters Wille?"

„Ich setze den meinigen dagegen . . . des Hauses einzige Tochter wird das Recht haben, selbst ihr Geschick zu bestimmen. Und mein Vater liebt mich! Vorläufig noch wollen wir das Geheimniß wahren . . . es löst sich vielleicht noch Alles friedlich und schön."

„Du in meinen Armen — bedarf's einer anderen Lösung? Nie hatte ich geglaubt, daß eine Italienerin . . ."

„Meine Mutter, die so früh verstorben, war eine Deutsche. Deutsches Blut fließt in meinen Adern . . . und seit ich Dir gehöre, gehöre ich auch diesem schönen, deutschen Lande an. Es ist prächtig hier in den Wäldern . . . nur in den Albanerbergen und am Nemisee rauschen die Eichen wie hier. Wir haben zuviel Sonne!"

„Sie reift den Feuerwein der Liebe," rief Rudolf, sie an's Herz schließend.

Da schraken sie zusammen . . . die Thür des Pavillons öffnete sich . . . eine Lampe in der Hand haltend, stand dort eine lange Gestalt in schwarzseidenem Mantel, hager, gespenstig, mit zwinkernden, röthlichen Augen . . . der Schädel kahl, wie der eines Todten-

kopfes . . . um die dünnen Lippen huschte Etwas wie ein schadenfrohes Lächeln. Als der Abendwind durch die geöffnete Thüre hereinwehte, setzte die Erscheinung rasch die Lampe bei Seite und hielt ein buntes, seidenes Taschentuch vor den Mund.

„Der Comthur," rief Isabella.

„Ich hörte hier Etwas sich regen und flüstern," sagte der seltsame Herr, einen Augenblick das Taschentuch fortnehmend; „ich wollte nachsehen; doch da Sie es sind, Fräulein, und noch dazu in so liebenswürdiger Gesellschaft, so bin ich beruhigt; ich störe nicht."

Rasch nahm er das Taschentuch wieder vor und schloß die Thüre.

Isabella erblaßte . . . sie und Rudof traten aus der Veranda in's Freie unter eine hohe Linde, welche ihr Geäst über das Dach des chinesischen Häuschens und die im Mondschein funkelnden, wie in einem bunten Glasfluß aufgelösten Fenster desselben breitete.

„Ich wußte nicht," sagte Isabella, „daß der Comthur hier verweilte. Es ist das erste Mal . . ."

„Ich sah vorhin eine Sänfte durch den Park tragen," versetzte Rudolf.

„Das war er," versetzte Isabella, „noch kurz vorher habe ich mit ihm L'hombre gespielt. Dann ließ er sich jedenfalls hierher tragen, und zwar zum ersten Male. Ich wußte nichts davon. Wieder eine seiner seltsamen Launen . . ."

„Er kam mir wie ein Schreckbild vor . . .“ warf Rudolf ein.

„Das ist er für mich; nicht bloß ein Grillenfänger, sondern unheimlich, wegen der unbegreiflichen Gewalt, die er über meinen Vater ausübt. Er weilte bisher auf unserem italienischen Schlosse Leboso bei Udine, und ist erst seit einigen Wochen hier. Dort habe ich ihn das erste Mal gesehen, als ich aus meiner Pension in Venedig zurückkehrte. Er blieb dort, als wir hierher übersiedelten. Jetzt ist er uns nachgekommen, . . . sein Wunsch wurde von dem Vater sogleich erfüllt.“

„Doch wer in aller Welt ist dieser Comthur?“

„Ich weiß es nicht . . . der Vater schweigt über seine Lebensstellung, über seine Vergangenheit. Und seine eigene Maske verräth nichts, denn man kann dies Gesicht eine Maske nennen. Ist er alt . . . ist er jung . . . wer kann es ihm ansehen? Ich glaube, er ist nicht älter als der Vater. Doch er macht den Eindruck eines Gespenstes!“

„Doch was in aller Welt sucht und treibt er hier?“

„Er ist jedenfalls ein Gespenst, welches irdischen Trank und die irdische Speise nicht verschmäht; denn das Liebste und Feinste mußte ihm zurecht gemacht werden . . . und es geschieht auf den Wunsch und nach dem Willen des Vaters. Er liebt jede Bequemlichkeit, Causeusen und Lehnstühle von der besten und weichsten Polsterung; weiche Teppiche, in denen jeder Schritt versinkt. Eine seiner merkwürdigen Eigenheiten ist seine

Abneigung gegen die freie, frische Luft; er giebt vor, sie nicht vertragen zu können; jedes geöffnete Fenster ist ihm ein Gräul. Am liebsten läßt er sich in einer geschlossenen Sänfte tragen oder er fährt in einem gänzlich verschlossenen Wagen. Er rühmt sich, diese Eigenheiten mit dem berühmten Fürsten Kaunitz gemein zu haben; er mißt auf's Genauste die Temperatur von Zimmern und Sälen und hat eine Garnitur von acht bis neun schwarzseidenen Mänteln, die er dazu verwendet, um den normalen Wärmegrad zu erzeugen. Es ist jedenfalls ein Unglück, daß er uns gesehen; er wird darüber nicht schweigen, und ich sehe heftigen Auftritten mit dem Vater entgegen."

Rudolf suchte die Geliebte zu trösten . . . und so saßen sie noch einige Zeit unter dem Lindenbaum ganz ineinander versunken. Es war ihnen zu Häupten ein Summen und Surren; Bienen schwirrten um die Blüthen, die einen würzigen Duft ausströmmten . . . und so süße Unruhe regte sich auch in ihren Herzen; doch es war das Gefühl der Liebe, der seligen Nähe, welches alle Besorgnisse überwand.

„Dort sehe ich Fräulein Salviati in Hast des Weges kommen: sie sucht mich, als ob ich im Teich ertrunken sein könnte! Wir müssen jetzt scheiden! Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen!"

Ein herzlicher Kuß . . . eine innige Umarmung . . . und bald war Rudolf in den entlegenen Gängen des Parkes verschwunden. Doch Isabella beabsichtigte

durchaus nicht, ihre Gesellschafterin, die sich in eine unbequeme Aufsichtsdame verwandelt hatte, ihr Amt zu erleichtern; sie trat einen Spaziergang auf den benachbarten durch dichtes Unterholz verdeckten Parkwegen an.

Fräulein Salviati kam indeß athemlos bis an den Pavillon: ihre pechschwarzen Locken hingen unordentlich über Stirn und Schläfe, und ihr buntes Seidenkleid raschelte im Kies. Rathlos blickte sie um sich, eilte auf den Pavillon zu und klopfte an die Thüre; vielleicht hatte sich Isabella hier eingeschlossen. Wieder erschien das Gesicht des Comthurs an der geöffneten Pforte, diesmal mit dem Ausdrucke unverhohlenen Unwillens. Das Fräulein erschrak vor dem unerwarteten Erscheinen des Schloßgastes; sie hatte sich zwar an das Fabelwesen — denn so kam ihr derselbe anfangs vor — bereits gewöhnt und war ihm dann stets mit Freundlichkeit, ja mit großer Unterwürfigkeit begegnet; denn sie erkannte bald den großen Einfluß, den er auf den Schloßherrn hatte, mit dem Instinct, den alles Gesinde besitzt, vom höchsten Hofgesinde bis zu den Mädchen mit den Dienstbüchern, und suchte sich daher mit ihm auf den besten Fuß zu stellen. „Dio mio!“ rief sie gleichwohl erschreckt aus, faßte sich aber rasch zu einer höflichen Verbeugung: „Signore, ich vermuthete nicht, Sie hier zu treffen.“

„Bitte, Signora . . . ich kann hier nicht mit Ihnen sprechen . . . die kalte Abendluft . . . treten Sie ein!“

„Per l'amor del cielo . . . was denken Sie?" versetzte Leonore Salviati mit der ganzen Entrüstung einer jungfräulichen Seele.

„Nun denn . . . ein anderes Mal . . . so muß ich die Thür schließen vor Ihnen! Entschuldigen Sie . . . es ist kalt und feucht draußen."

Und die ungalante Thür trennte die gerettete Tugend vor dem gefährlichen Einsiedler.

Das belauschte Gespräch hatte indeß auch Isabella bestimmt, näher zu treten.

„Che allegrezza, endlich habe ich Dich gefunden," rief Fräulein Salviati, als sie die Schutzbefohlene erblickte; „ein Glück, daß der Vater nichts weiß von Deinen nächtlichen Spaziergängen; er ist schon zur Ruh gegangen. Doch mein Herz schlägt . . . welche Angst habe ich ausgestanden! Konntest Du mir's nicht sagen? Nun komm aber, mein Schatz."

„Ich habe eine kleine Kahnfahrt gemacht," sagte Isabella, „und so will ich auch Dich zurückrudern!"

„Wenn der Kahn nur nicht umschlägt," sagte Leonore ängstlich ihr Kleid zusammenraffend, und dann von der Bank rechts und links auf die unheimliche Fluth blickend, die ja bereits gewissenlos den schönen vollen Mond verschluckt zu haben schien.

Isabella schüttellte mit dem Kopf und griff zum Ruder, das sie mit Kraft und Geschicklichkeit führte. Wie sie so im Kahn dastand, erschien sie als ein herrliches siegesgewisses Weib, ganz der eigenen Kraft ver-

trauend, aber auf ihrer Stirne lagerte eine Wolke ... die Sorge vor der nächsten Zukunft. Die Ladung ihres Schiffleins konnte sie bald dicht vor der Schloßterrasse bergen: mit einem möglichst ungraziösen Sprung erreichte Fräulein Salviati glücklich das Ufer, froh der Gefahr entronnen zu sein, die unter der heimtückischen Wasserfläche lauerte.

* *
*

Rudolf traf bei seiner Heimkehr ganz unerwartet einen Universitätsgenossen, Max Tesing, der an den Parkrändern in etwas angeheiteter Stimmung hin- und herpatrouilirte. Max war der Sohn eines benachbarten vermögenden Rittergutsbesitzer, seit frühester Jugend ein häufiger Besucher des Pfarrhauses, Godwinens bester Spielkamerad . . . alle Welt sah in ihm ihren künftigen Lebensgefährten, und daß sie ihn selbst als solchen betrachtete, dazu hatte er vielfachen Anlaß gegeben durch Bekenntnisse seiner Liebe, schon zu einer Zeit, als dieselben noch keineswegs folgenschwer erscheinen konnten. Auf der Schule ein vorzüglicher Schüler, war er auf der Universität in das wildeste Studentenleben verstrickt und seine Beziehung zu dem stillen Pfarrhause wesentlich gelockert worden. Jetzt war er wie Rudolf zum Besuche bei seinen Eltern; doch obschon das Gut derselben kaum ein halbes Stündchen von dem Kirchdorf Bergersheim entfernt war, so war er doch noch nicht hinübergekommen, um seine Jugendgespielin zu begrüßen.

Und er war schon acht Tage länger als Rudolf zu Hause, da er sich um den Schluß der Collegien nicht kümmerte, die er überhaupt nicht besuchte.

„Was führt denn Dich zu so später Stunde hierher?" rief er dem alten Freunde zu, den er auf der Universität allerdings aus den Augen verloren hatte.

„Ein Abendspaziergang," versetzte Rudolf.

„Ich habe droben in der Sonne mit ein paar Commilitonen gezecht. Da ist der Fritz aus der Kreisstadt mit seinem schwindsüchtigen Wechsel: Du kennst ja den Vater Holzhändler, der nichts hergiebt. Fritz hat uns so lange vorgejammert, bis er den Trost aller Unglücklichen fand und, sein Haupt auf den Holztisch gelegt, freundlich entschlummerte. Dort schläft er noch. Dann kam der Kunz von Kaufungen herüber. Du kennst ihn ja, den jungen Baron von Niederau . . . wer zählt seine Schmisse und Nadeln? Er kam auf einem famosen Rappen . . . und dann der Rodensteiner . . . unser Riese, der alle Paraden durchschlägt: sein armer Falbe schwitzte, als ob er den Pantagruel oder Christophorus auf seinem wunden Rücken getragen hätte. Es fehlte nicht viel, daß die Beiden aneinander gerathen wären: der Rodensteiner ist bloß Conkneipant bei uns. Ich habe indeß vermittelt, und sie sind in Frieden wieder davongeritten! Der Rodensteiner hat dem Sonnenwirth ein ganzes Faß Bier ausgetrunken: das ist ein Gast! Da wird geflaggt, wenn der erscheint,

und der Busch vor der Kneipe mit rothen Bändern geschmückt."

„Du aber bist nicht auf dem Heimweg," versetzte Rudolf, „denn sonst müßtest Du Dich nach der entgegengesetzten Gegend der Windrose gewendet haben."

„Ich muß mich im Freien etwas erholen: die Sitzung war anstrengend. Und nachher will ich Fritz aufwecken und ihn begleiten, so weit es nöthig und thunlich ist. Und dann . . ."

„Nun, und dann?"

Max zögerte etwas; er wollte dem Bruder Godwinens doch nicht gerade Alles ausplaudern; doch fand er einen Mittelweg.

„Des Sonnenwirths Töchterlein, Suschen, hat es dem Rodensteiner angethan. Es ist in der That ein dralles herziges Ding, mit funkelnden Katzenaugen, geschmeidig einschmeichelnd, kann aber auch kratzen wie ein Dämon. Oft ist sie hier auf dem Schloßhof. Die Frau des zweiten Gutsverwalters ist ihre Tante, doch was soll sie bei der langweiligen Tante? Der Rodensteiner ließ einige Goldstücke spielen, die das ganze Gesinde des Grafen in eine geheime Polizei verwandelten . . . Und doch konnten wir nur soviel erfahren, daß sie irgend eine geheime Beziehung zum Schloß zu haben scheine. Heute erhielt sie ein Briefchen, das sie offenbar in Aufregung versetzte; wir waren Zeugen, wie sie's erhielt. Die Magd des Sonnenwirths plauderte aus, daß sie noch heute Abend spät zu ihrer

Tante müsse. Meine Tante . . . deine Tante . . . das kennt man . . . da schlagen oft genug die Buben auf. Die Magd befindet sich natürlich auch unter unserem Goldregen, das heißt, dem Goldregen des Rodensteiners . . . und hier hinter diesem Goldregen mit den nickenden gelben Blüthentrauben, an dem der Weg vorüberführt, will ich dem kecken Suschen auflauern, natürlich um dem Rodensteiner Bericht erstatten zu können; er selbst mußte nach Hause, denn bei ihm auf dem Schloß ist Abendgesellschaft. Es soll sich da Etwas verloben, seine Schwester oder er selbst . . was weiß ich!"

„Nun, eine kurze Zeit noch will ich Dir Gesellschaft leisten," versetzte Rudolf, den der Abendspaziergang des schönen Suschens zu interessiren begann.

„Ein freies Leben führen wir . . . doch nein, wir dürfen das Wild nicht verscheuchen. Setzen wir uns hier hinter den Goldregen; wir sehn gerade auf den Hügel, den sie herunter kommen muß . . . und wenn sie hier auf dem Pfade vorübergeht, hören wir ja ihre Schritte."

Sie lagerten sich im Grünen hinter den hohen Blüthenbüschen.

„Rudolf," versetzte Max, „Du bist ein rechter Philister geworden . . . nirgends eingesprungen, gehst womöglich um zehn Uhr Abends zu Bett. Nein, nein, dafür giebt's keine Entschuldigung . . . nicht einmal Deine Theologie. Wir haben ein paar Theologen im Corps, die zu den besten Schlägern gehören. Wenn sie

nachher zeitlebens Frieden predigen müssen, ist's doch natürlich, daß sie vorher alle Pauklust, die sie in sich tragen, loszuwerden suchen. Erst stärken sie sich die Muskeln, nachher stärken sie um so besser Anderen das Herz. Du kannst ein trefflicher Pfarrer werden, wenn Du auch jetzt mit uns kneipst."

„Mir macht es aber kein Vergnügen . . ."

„Das ist Einbildung. Man muß die Dinge erst kennen lernen. Ich versichere Dich, die Welt sieht oft elend aus, besonders am Morgen; aber wenn man Abends seine sechs bis acht Seidel vertilgt hat, dann strahlt Alles im rosigen Licht; man fühlt ein Paradies im Herzen, eine Armee in der Faust. Wer uns da in den Wurf kommt . . ."

„Es ist Unrecht von Dir, Max, daß Du Dich nicht um uns gekümmert hast!"

„Lieber Freund," sagte Max, sich im Grase ausstreckend und dehnend, „ich fürchte, ich stehe bei Euch jetzt nicht im besten Ruf, und ich bin in einer Stimmung, die für eine Pfarrhausidylle wenig geeignet ist. Ich will da keinen schlechten Eindruck machen, am wenigsten bei Deinem lieben Schwesterchen Godwine, welche ja ein wahrer Engel ist. Doch wenn ich in ihr Himmelreich platzte mit meinem herausfordernden Wesen, von dem ich mich zunächst gar nicht frei machen kann: da, fürcht' ich, giebt's einen Krach, und Zeus, der Wolkenschieber, wird zwischen uns Gewölke aufsteigen lassen,

mit denen sie ihr holdes Antlitz verschleiert und die uns trennen."

„Du kennst mein gutes Schwesterchen schlecht," versetzte Rudolf, „sie verzeiht Alles!"

„Nun, ich kann doch auch nicht immer ein solcher verteufelter Kerl bleiben; ich werde mir schon die Hörner ablaufen; doch in dieser fragwürdigen Gestalt möcht' ich gerade bei Euch nicht erscheinen."

„Das würde den Vater befremden und auch sie am tiefsten kränken; ich denke, es wird Dir doch wohl möglich sein, ein paar Stunden lang die Rolle eines civilisirten Menschen zu spielen."

„Möglich vielleicht . . . aber verflucht schwer. Schon meine Redensarten haben etwas Unnahbares; sie sind wie eine Gartenmauer mit Glasspitzen; man kann nicht darüber weg, und ich kann die häßlichen Spitzen nicht fortnehmen. Gleichwohl, ich werde einmal kommen wie eine Ehrenjungfrau im weißgewaschenen Kleide und mir Mühe geben, lauter Veilchen und Vergißmeinnicht zu sprechen. Fall' ich damit herein, so mach' ich Dich dafür verantwortlich. Dein Vater wird den Teufelsfuß schon bemerken, er hat darin einen scharfen Blick; das gehört zu seinem Amt."

Rudolf wußte, welch' eine Freude der versprochene Besuch seiner Schwester machen würde, und schüttelte dem Jugendfreund herzlich die Hand. Dieser richtete sich plötzlich aus seiner bequemen Lage auf.

„Siehst Du ... dort an der Windmühle oben ... das Rosakleid! Wetter noch eins ... das ist Suschen! Das Sacramentsmädchen geht denn doch zu seiner Tante, die gewiß ein charmanter Onkel ist. Doch ich will mich bezwingen, das heißt im Interesse des Rodensteiners still auf der Lauer liegen und ihr keine Scene machen. Ruhig jetzt, wir sind weglagernde Banditen. Keinen Muck!“

Ahnungslos kam Suschen von dem Windmühlenhügel herunter an den Parkrand. Sie sang ein lustiges Erntelied mit einer wohltönenden, kräftigen Stimme. Erst als sie sich dem Parke näherte, verstummte sie, und ihre Schritte wurden bedächtiger und leiser, und über den knirschenden Kies der Parkwege glitt sie fast unhörbar dahin. Als sie an den Lagernden vorübergegangen war, erhoben sich diese und folgten ihr, durch die Gebüsche gedeckt. Doch bei jeder Krümmung des Weges lugten sie hinter den Zweigen hervor, um die Wandelnde nicht aus den Augen zu verlieren. Ein- oder zweimal wandte sich Suschen um; denn sie war ein Landmädchen von sehr gesunden Sinnen und hörte auch das leiseste Geräusch; doch sie war nicht gerade ängstlich nnd stand mit ihrem Gewissen auf dem besten Fuße. Alles, was sie that, erschien ihr wohlgethan und wenn die Leute darüber klatschten und der Pfarrer darüber schalt ... was kümmerte es sie?

Nicht wenig erstaunt waren die Beiden, als sie am chinesischen Häuschen ihre Spur verloren; es war

kein Zweifel, sie war dort eingetreten. Max wollte näher nachsehen, doch Rudolf hielt ihn zurück.

„Das Häuschen gehört zum Schlosse, und wir wollen nicht den Hausfrieden brechen."

„Na warte, sie soll mir Rede stehen . . . es soll ihr grün und blau vor den Augen werden, als wenn sie noch immer durch die bunten Scheiben guckte. Hast Du sie näher angesehen? Es ist eine schöne Dirne, eine von denen, die so recht in die Augen stechen; und dabei die freche Gleichgültigkeit in ihrem Wesen, in ihren Zügen ... und im Auge das höllische Feuer ... komme was mag! Ja, ich werde sie zur Rede setzen ... natürlich nur im Namen des Rodensteiners."

Rudolf lächelte über die unglückliche Diplomatie des halbberauschten Freundes, obschon er auch dabei ein Weh im Herzen empfand, seiner Schwester gedenkend; doch hielt er's nicht für nöthig, Kunde von dem Gespenst zu geben, das in diesem chinesischen Pavillon verweilte: er hätte ja damit verrathen, daß er schon einmal an der Schwelle desselben gestanden.

Max ging zum schlafenden Fritz in der „Sonne". Rudolf kehrte in's Pfarrhaus zurück, wo schon Alles in tiefem Schlummer lag.

* *
*

Es war am nächsten Tage . . . die beiden Herren im Schloß hatten ihr Nachmittagsschläfchen hinter sich und saßen am Kaffeetisch bei ihrer regelmäßigen Piquet-

partie: die Fenster waren ängstlich verschlossen; es herrschte eine unheimliche Schwüle in dem Gemach. Der Graf warf sehnsüchtige Blicke durch die Fenster; er sah wie ein Lufthauch draußen die Wipfel der Bäume wiegte und knöpfte sich tiefaufathmend die weiße Weste auf.

Graf del Vercone hatte ein feingeschnittenes italienisches Gesicht, tiefe dunkle Augen, dichte Brauen; um seine Mundwinkel spielte stets ein leiser Spott; doch die Stirn hatte etwas düster Umwölktes, wie überhaupt eine ungeduldige Leidenschaftlichkeit in seinem ganzen Wesen lag. Sein Spott ging nicht aus dem Behagen eines überlegenen Geistes hervor; es lag darin eine gewisse Bitterkeit, wie sie nach schmerzlichen Enttäuschungen in den Gemüthern zurückbleibt.

Der Cavalier, der ihm gegenüber saß, zeigte dagegen eine versteinerte Ruhe; die hohe Stirn, die bis zum Scheitel reichte, war glatt und furchenlos . . . offenbar der Spiegel einer sehr ruhigen Seele. Ein paar Härchen, die sich um die Schläfe kräuselten, verriethen ein wenig das sonst nicht zu errathende Alter dieses merkwürdigen Menschenexemplares; sie zeigten noch eine durch keine Silberfäden verkümmerte Schwärze; er war also noch ein Mann in seinen besten Jahren. Um den Hals trug er einen Halsorden, von dem er sich niemals trennte, auch nicht wenn er im Hausrock oder in Hemdärmeln dasaß; er hatte diese hohe Auszeichnung als junger Mann erhalten; er hatte sie sich

weder durch Kriegsthaten, noch als Retter der Gesellschaft verdient, sondern durch irgend einen Hofdienst, der auf eine seltene Belohnung Anspruch machen konnte, bei einem der kleineren bald darauf zu Grabe getragenen italienischen Höfe.

Die beiden Herren spielten schweigend ihre Partie und unterbrachen sich nur durch die beliebten Ausrufungen, welche das einzige Lebenszeichen eifriger Kartenspieler sind.

„Ein Fünfzehner . . .“

„Ein Sechzehner . . .“

„Corpo di bacco, das ist fatal“, rief der Graf, „doch dafür habe ich vierzehn Buben.“

„O, das habe ich übersehen . . . Du hast einen Neunziger! Das Unglück verfolgt mich seit einiger Zeit!“

„Lieber Freund“ . . . sagte der Cavalier, nachdem er auch noch die Lese glücklich eingeheimst, „Du hast es Dir jetzt angewöhnt, zu klagen und zu lamentiren. Ich muß Dir nur gestehen, daß mich dies peinlich berührt und mich in dem Lebensgenuß stört, in dem ich nun einmal die Aufgabe meines Daseins erblicke und den auch Du mir zu gewähren verpflichtet bist.“

„Ich werde doch noch seufzen können . . . zumal bei dieser unerträglichen Hitze. Es ist doch kaum glaublich, daß Du von jedem Luftzug eine solche Scheu hast.“

„Mit der Luft wehen uns alle Krankheiten an: die Luft ist mit Todeskeimen gesättigt ... sie wandert um die Erde und entbindet aus dem Kehricht aller Zonen die unsichtbaren Stäubchen, in denen das Verderben für den Menschen lauert. Jeder Luftzug hat etwas pöbelhaft Zudringliches; ein anständig zugeknöpfter Mensch läßt dergleichen nicht an sich kommen und wahrt sich die gleiche Temperatur der Seele und des Körpers. Sieben Blatt und ein Sechzehner ..."

„Wieder überboten" sagte der Graf ärgerlich, „und ich habe einen Fünfzehner vom Aß in Carreau."

„Nur nicht ungeduldig, und wenn meine vierzehn Damen wieder Deine vierzehn Buben schlagen, so wirst Du als galanter Cavalier wohl nichts dagegen einzuwenden haben."

„Nein ... doch es ist eine Schwüle ..."

Der Graf stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Der Comthur spielte seinen Coeurkönig aus und schob dann seine Karten ärgerlich in der Hand zusammen.

„Ich denke, wir spielen?"

„Ja, doch wir sind nicht wie Galeerensclaven an's Spiel gekettet."

Der Conte trommelte ärgerlich an die verschlossenen Fenster.

„Ich muß etwas Luft schöpfen . . . ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben", sagte er dann und schritt zur Thür hinaus.

Der Comthur legte die Karten mit einem gewissen Nachdruck auf den Tisch, dem einzigen Zeichen seiner Gemüthsbewegung, da er überhaupt jede Aufwallung als etwas Gesundheitsschädliches von sich fern zu halten suchte. Das kahle Haupt auf die Hand gestützt, saß er ruhig da, bis der Conte zurückkehrte. Als dieser indeß wieder zu den Karten greifen wollte, winkte ihm der Comthur zu, er möge jetzt vom Spiele absehen.

„Ich habe mit Dir zu sprechen," sagte er; „wie alt ist Deine Tochter Isabella?"

„Siebzehn Jahre," antwortete der Graf, wobei er seinen Partner verwundert ansah; denn diesen Gesprächsstoff hatte derselbe bisher noch niemals berührt.

„Nun, es ist Zeit, daß sie beaufsichtigt wird," versetzte der Comthur.

„Beaufsichtigt," fuhr der Graf auf, „ich dächte sie ist hinreichend beaufsichtigt worden und zwar jetzt seit mehreren Jahren von Signora Salviati, einer sehr zuverlässigen und ehrbaren Dame. Ich begreife nicht, wie Du dazu kommst, mir gegenüber eine Aeußerung zu thun, in welcher ein stiller Vorwurf liegt."

„Ich beginne mich für Isabella zu interessiren."

Der Graf sah mit der Miene unverholenen Schreckens auf den Commendatore, nachdem dieser ein solches Geständiß gemacht.

„Sie kommt in die Jahre, wo die Mädchen anfangen interessant zu werden; das ist eine Thatsache; wer weiß, was daraus noch folgen wird.“

Der Conte hielt es für's Beste, diese Aeußerung für einen Scherz anzusehen und zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Die Signora Salviati instruire besser; sie darf es nicht zugeben, daß Isabella auf Liebesabenteuer ausgeht.“

„Liebesabenteuer?“ rief der Graf.

„Wo war sie denn, diese Anstandsdame, als Isabella gestern Abend ein Stelldichein mit einem jungen Manne hatte?

„Mit einem jungen Manne?“ sagte der Graf aufspringend.

„Und zwar in der Veranda des chinesischen Häuschens. Du weißt ja, daß ich gestern dort hingezogen bin; Du hast mir ja auf meinen Wunsch diese reizende Eremitage als Quartier eingeräumt. Es ist dort alles so abgeschlossen wie ich's liebe; es träumt sich so angenehm hinter den bunten Fensterscheiben, die sich nie für die zudringliche Luft öffnen; in meiner Sänfte kann ich mich immer bequem herüber- und hinübertragen lassen. Auch bin ich dort ganz ungestört; Du weißt, ich schreibe an meinen Memoiren.“

„Du wirst doch hoffentlich“, sagte der Graf, „das Kapitel, das mich betrifft, auslassen?“

„Ja, solange Du Deinen Verpflichtungen gegen mich nachkommst. Ich hatte mich noch nicht lange dort heimisch gemacht, als ich auf der Veranda Stimmen vernahm, anfangs geflüstert, allmählich lauter . . . Die Störung war so unangenehm, daß ich die Thür etwas öffnete, um nachzusehen, wer die Aufdringlichen seien, die, in der Meinung, das chinesische Häuschen sei leer wie immer, sich hier ein Rendezvous gaben. Und ich erkannte Deine Tochter und einen jungen Mann!“

„Und wie sah dieser junge Mann aus?“

„Die jungen Leute sehen sich alle ähnlich . . . ich habe mich der Nachtluft nicht so lange ausgesetzt, um sein Portrait entwerfen zu können.“

„Hatte er dunkelgelocktes Haar?“

„Möglich; mir genügte die Thatsache, daß die Beiden in sehr traulichem Gespräch mit einander verkehrten. Sie erschraken anfangs, dann warf mir der Jüngling drohende Blicke zu. Von Fräulein Salviati war aber nicht der Schimmer des Kleides sichtbar.“

Der Graf war aufgestanden und ging aufgeregt und empört im Zimmer auf und ab.

„Der Pfarrerssohn . . . kein Anderer! Ich hab' es längst geahnt. Doch wie soll man ein ungehorsames Kind bewachen? Das Mädchen hat ein un-

gezügeltes Temperament, ein Erbtheil seiner früh verstorbenen Mutter!"

„Ein Erbtheil ihres Vaters," versetzte der Commendatore ruhig.

„Meinetwegen . . . doch was ist zu thun? Ich werde die Salviati zur Rede stellen wegen ihrer Nachlässigkeit, ihr die strengsten Ordres ertheilen. Doch ich kann meine Tochter nicht einkerkern; sie wird immer Mittel und Wege zu unerlaubten Begegnungen finden. Das Gefühl ihres Ranges, ihrer gesellschaftlichen Stellung scheint bei ihr erloschen zu sein."

„Die Gedanken ablenken, wenn sie mißliebig werden . . . das ist die beste Politik! Reise mit ihr nach Paris, nach London und bewache ihren Schreibefinger! Wie sagt der dentsche Dichter? Solche ‚blöde Jugendeseleien' gerathen bald in Vergessenheit!"

„Du meinst?"

„Und nachher quartiere Dich in Deiner Villa in Rom ein. Nur schreiben darf sie nicht!"

„Es wäre freilich das Beste, obschon mir hier der Aufenthalt zusagt," versetzte der Graf; „ich bin nicht reiselustig, mir ist Ruhe ein Bedürfniß, doch wenn es sein muß . . ."

„Es muß sein," sagte der Commendatore mit bestimmtem Tone, „soll eine Gräfin del Vercone sich wegwerfen? Ein solches Kleinod muß seinen Werth behalten für den rechten Käufer, der sich gewiß bald einstellen wird."

Dabei zuckte es leise um die dünnen Lippen des Comthurs.

„Und Du?“ fragte der Graf.

„Ich werde hier bleiben, so lange Ihr auf Reisen seid. Du wirst dafür sorgen, daß ich in Deiner Abwesenheit als der Herr des Schlosses behandelt werde. Der geschlossene Staatswagen muß mir stets zur Verfügung stehen, alle meine Wünsche hier im Schloß, wie dort im Pavillon, als Befehle betrachtet werden. Sobald Ihr in Rom angekommen, schreibst Du es mir; dann werde ich mich auch dort einfinden. Doch auf der Reise überwachst Du Deine Tochter, daß sie keine Jugendthorheit begeht. Du läßt sie nicht aus den Augen; sie ist zu jung, um ihr Herz zu verschenken . . . unreife Aepfel darf man nicht vom Baume schütteln. Abgemacht . . . sieben Blatt, eine Terze vom Aß, vierzehn Aß!“

Der Commendatore hatte, nachdem er diese Befehle erlassen mit der eisernen Ruhe eines Commandeurs, der seine Ordres den Offizieren bei der Parole oder vor der Schlacht dictirt, wieder zu den Karten gegriffen und ohne Weiteres das Spiel fortgesetzt; der Graf aber war sehr zerstreut; er übersah die schönsten Folgen und die vierzehn ihn anlächelnden Damen und spielte so unbedacht, daß sein Partner stets die Lese erhielt. Seinen Gewinn einheimsend, begab sich derselbe wieder in seine Gemächer, wo er sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigte.

Wenn der Graf bisher einem unter dem Zügel knirschenden, wilden Roß glich, so brach jetzt, nachdem ihn der steinerne Gast verlassen, seine Leidenschaft durch's Gehege. Er riß die Fenster auf, schlürfte mit durstigen Athemzügen die freie Luft ein und riß dann an der Klingel, um Fräulein Salviati herbeizurufen.

Die würdige Dame erschien nicht ohne Herzklopfen. Der Graf stellte ein Examen mit ihr an, das wenig menschenfreundlich war; denn er trieb sie mit grausamer Tücke immer mehr in die Enge, bis sie zu ihrem eigenen Schreck Kunde von dem Stelldichein ihrer Schutzbefohlenen erhielt. Sie ließ das Unwetter mit Fassung über sich ergehen; sie war an des Grafen Heftigkeit gewöhnt und zog diese sogar dem beißenden Spott vor, mit welchem er sie oft heimsuchte.

Dann wurde die Delinquentin selbst herbeigeklingelt. Der Vater hielt ein strenges Gericht über sie. Isabella wappnete sich mit festem Muth und bekannte ihre Liebe.

Der Graf erklärte, diesem Leichtsinn, dieser Thorheit gegenüber verlohne es ernster Worte nicht; die Zeit sei allerdings vorbei, wo er auf die hinter dem Spiegel steckende Ruthe hinzuweisen pflegte; doch er werde Abhilfe zu schaffen wissen.

Ungnädig und ohne irgend ein Zeichen liebevoller Zuneigung entließ er seine Tochter, welche dann von

Fräulein Salviati, die in ihrer Aufregung Deutsch und Italienisch kunterbunt durcheinanderwarf und die deutschen Wörter erbarmungslos radebrechte, zur Rede gestellt. Die Thränen der unglücklichen Erzieherin rührten doch das Herz des Mädchens; sie bat um Verzeihung, doch sie könne nicht anders.

Der Graf ging indeß unruhig im Zimmer auf und ab; eine Reise war ihm willkommen, denn sie befreite ihn eine Zeit lang von dem Alpdrucke, welchen der Commendatore auf ihn ausübte; wenigstens brauchte er diesem unangenehmen Quäler nicht in's Gesicht zu sehen. Isabella mußte fort von hier; es war die einzige Rettung, und da ihr kein festes Ziel der Reise angegeben wurde, sondern sie über dieselbe ganz im Unklaren blieb, so waren auch alle Beziehungen zum Sohne des Pfarrers unterbrochen. Er wollte schon Sorge dafür tragen, daß sie nicht an ihn schrieb; geschah es aber doch, so konnte sie nie eine Antwort von ihm erhalten, denn von heute zu morgen wechselte der Reiseplan und er sollte ihr ein Geheimniß sein.

„Ein Pfarrerssohn," sagte sich Vercone mit einem verächtlichen Lächeln, denn er war ein Voltairianer von Kopf zu Fuß. „Dergleichen tritt natürlich in des Vaters Fußtapfen und sorgt dafür, daß sich die Heerde nicht verläuft. Ich begreife den Geschmack meiner Tochter nicht. Ein Mädchen, das seine gesunden fünf Sinne besitzt, sollte sich doch nie in einen dieser Menschen

verlieben, die zeitlebens verurtheilt sind, keine eigenen Gedanken zu haben, sondern deren ganzes geistiges Uhrwerk nach der Kirchenuhr regulirt ist und nur losschnarrt, wenn dort der Zeiger auf der Zwölfe steht. Und was sind es für Menschen, wie schüchtern, unbeholfen! Dieser Rudolf hat einen schwärmerischen Augenaufschlag, als säh' er das Buch mit den sieben Siegeln oder das Thier der Apokalypse lebhaft vor sich: aber diese Seraphsflügel hängen an einem Leibe, der nichts vom Apoll von Belvedere hat. Von allen Verirrungen eines jungen Herzens ist mir diese die unleidlichste. Ich verstehe eine Leidenschaft, die sich von männlicher Kraft und Schönheit entzücken läßt; doch die Schwärmerei für diese verzückten Gesichter, die auf schattenhaften Körpern sitzen, ist mir zuwider."

Bald war der Klingelzug wieder in Thätigkeit: die Koffer sollten gepackt werden, Isabella und Fräulein Salviati sowie ein Bedienter sich reisefertig machen. Am nächsten Tag würde er noch Alles anordnen, und den darauf folgenden Sonntag würde die Abreise stattfinden.

Isabella war auf's Aeußerste betroffen; sie sah ein, daß es nur darauf abgesehen war, sie von Rudolf zu trennen; es gab keine Hülfe; das Glück der Gegenwart war zerstört. Es blieb nur die Hoffnung auf die Zukunft übrig. Wenn sie ihn nur noch einmal sprechen konnte . . . doch nach dem letzten Eclat wurden ja die Vorsichtsmaßregeln im Schloß verdoppelt.

Sie hatte noch eine Freundin im Schloß, wenn hier beim Unterschied der Stände von Freundschaft die Rede sein konnte: Verwalters Liese, die in dem Hofgebäude wohnte und immer zu ihr Zutritt hatte. Diese besorgte ihr die Wäsche und leistete ihr hundert kleine Dienste, wie Einkäufe in dem benachbarten Städtchen. Daher erhielt sie mannigfache Geschenke aus dem Schatze der jungen Gräfin, Brochen, Spangen und Spitzen, denn Isabella war dem Mädchen sehr gewogen und plauderte gern mit ihr. Sah ihr doch Liese ähnlich: sie war von gleicher Größe, hatte dieselbe stattliche Gestalt, dunkle Haare und Augen und konnte leicht mit ihr verwechselt werden, wenn man nicht näher hinsah und nicht auf den Unterschied achtete, der in der Feinheit und dem Adel von Isabella's Zügen lag. Das war wie ein marmornes Kunstwerk, während Liesens Gesicht sich dagegen wie Holzschnitzarbeit ausnahm. Gleichwohl war die Aehnlichkeit unverkennbar. Auf Liese setzte nun Isabella ihre ganze Hoffnung: sie zögerte nicht, sie in das einzige Geheimniß einzuweihen, das sie bisher noch vor ihr verborgen gehalten hatte; sie benützte dazu den Augenblick, als Fräulein Salviati in das Garderobezimmer gegangen war, um mit wehmüthigem Blick ihre dürftige Reisetoilette zu prüfen. Isabella drückte dem Mädchen rasch einen Zettel in die Hand, den sie am nächsten Tag an Rudolf besorgen sollte, und der ihn zur bestimmten Abendstunde an die Echobank berief. Vor Allem aber verabredete sie für diesen Abend einen

Kleidertausch mit ihr: im schlichten Kattunkleid der Liese hoffte sie unbemerkt aus dem Schlosse zu kommen und für diese Gefälligkeit stellte sie ihr als Lohn ein schönes Geschmeide in Aussicht, welches sie auch dafür entschädigen sollte, wenn sie bei einer unverhofften Entdeckung des Abenteuers zur Rechenschaft gezogen werden würde.

Da Fräulein Salviati am nächsten Tag, von der Reiseunruhe besessen, in ihrem eigenen Zimmer fortwährend zu thun hatte, bald das eine, bald das andere Kleid, bald diesen, bald jenen Toilettengegenstand aus- und wieder einpackte und gar nicht mit ihren Vorbereitungen fertig wurde, so konnte der Kleidertausch in aller Eile vor sich gehen. Und er erwies sich auch als nöthig; denn die Signora war schlau genug gewesen, die Bedienten zu instruiren, daß sie ihr augenblicklich Kunde geben sollten, wenn das gnädige Fräulein Isabella das Schloß verließ, um im Park zu promeniren. In dem Kattunkleide der Verwalterstochter wurde sie natürlich nicht erkannt und konnte ungefährdet die Echobank erreichen.

Sie fand Rudolf schon dort: er hatte sich anfangs zurückgezogen, als er ein unbekanntes Mädchen in einfacher Tracht herankommen sah; doch bald erkannte er ihre Züge, schritt auf sie zu und schloß sie leidenschaftlich an's Herz. Doch wie bestürzt machte ihn die Kunde von ihrer bevorstehenden Abreise... er konnte sich nicht fassen; lange Zeit saßen sie schweigend Hand in Hand.

Der volle Mond hing wie eine reife Frucht an den Wipfelkronen der Bäume, die auf jenen Felsen standen, in denen das Echo eingeschlafen zu sein schien.

Ringsum träumerische Stille . . . in den Herzen der Schmerz der Entsagung.

Doch nicht für immer: denn das gelobte Isabella, deren Gefühle auf einmal sich Bahn brachen in feurigem Erguß, daß sie ihm die Treue wahren werde, was auch komme. Sollte ihr nach Monden oder Jahren eine Gefahr drohen, welche sie nöthigen könnte, diesen Schwur zu brechen, so werde sie es möglich machen, ihm davon Kunde zu geben; ebenso, wenn ein günstigerer Stern aufgegangen sein würde, der ihrer Liebe zum ersehnten Ziele leuchtete. Bis dahin aber wollten sie schweigend sich die Treue wahren; es bedürfe dazu keiner neuen Bekenntnisse, nicht der Herausforderung des väterlichen Zornes bei der Entdeckung verbotenen Briefwechsels, der jedenfalls nicht nur erschwert, sondern auf lange Zeit hinaus unmöglich gemacht sein werde: den Schatz ihrer Erlebnisse wollten sie aufsparen für die Zukunft, wo sie ihn austauschen könnten im ungestörten Zusammensein.

Denn das war die feste Zuversicht dieser jungen Herzen . . . der unerschütterte Glaube an ein künftiges Glück.

Freilich, das lag in dämmernder Ferne, wie die in bläulichen Duft getauchten Hügel, auf denen das Mondlicht schlief und die seitwärts von dem Echofelsen weit hinter den silberumsponnenen Fluren und Wäldern

und blinkenden Flüssen und Teichen sich in den lichten Aether erhoben.

Es war ein Abschied für lange Zeit . . . ein glühender Kuß, eine innige Umarmung. Thränen im Auge schied Julia von ihrem Romeo . . . sie wollte nicht in's Schloß zurückkehren, ehe sie ihrer Aufregung Herr geworden, obschon sie auch wegen Liesen's in Sorge war. Sie setzte sich einen Augenblick auf die Bank an dem benachbarten Gange; da hörte sie den Namen Liese rufen, und sie hatte kaum Zeit, sich durch ein umgebundenes Kopftuch möglichst unkenntlich zu machen, als schon das schmucke Suschen heran kam. Sie brach sogleich auf und ging neben ihr her: glücklicherweise war Suschen so beredt, hatte so viele Geschichten zu erzählen, daß Isabella ihr Schweigen nicht zu brechen brauchte. Auch suchte Suschen einen Vorwand, um einen Seitenpfad einzuschlagen. Was aber das kecke Mädchen von dem Commendatore erzählt hatte, den sie als einen sehr noblen und freigebigen Herrn pries, konnte Isabellen's Abneigung gegen den Haustyrannen nur steigern.

Verwalters Liese gefiel sich inzwischen zwar ausnehmend in dem herrschaftlichen Kleide und unterließ es nicht, wiederholt das Zeugniß des Spiegels aufzurufen, daß ihr dies Kleid zum Entzücken stehe: doch fürchtete sie, daß das Fräulein eintreten und ihre Verkleidung entdeckt werden könne. Einmal hatte sie schon den drohenden Angriff zurückgeschlagen: das Fräulein

in seiner nervösen Unruhe war durch das Zimmer patrouillirt, aber Liese stand am Fenster, schöpfte frische Luft und rührte sich nicht: doch nach einer halben Stunde kehrte Signora Salviati wieder und machte Anstalten, sich häuslich einzurichten, indem sie sich mit einer Stickerei in der Hand auf's Sopha setzte. Liese benutzte den Augenblick, wo die Dame in den Pudel, den sie aus Perlen auf ihrem Stickrahmen schuf, andächtig vertieft war, um am Tisch vorüber in den Schlafalcoven Isabellens zu schlüpfen, wo sie sich eifrig zu thun machte. Doch lange konnte diese Kriegslist nicht Stich halten; alsbald ertönte auch das sonore Organ der Italienerin, die ihre Pflegebefohlene herbeirief.

Lieschen war nicht nervös, sie hatte eine dreiste Stirn; sie wußte, daß sie für den Verkleidungsscherz nicht zur Hinrichtung verurtheilt werden konnte. Ueberdies mußte ja der Zweck desselben schon erreicht sein und eine Entdeckung konnte nichts mehr hindern. Sie trat daher kühn mit lächelnder Miene vor; gleichwohl erschrak sie über den nervösen Schrei, den die Signora ausstieß, als sie in das fremde Gesicht blickte; es war ein Schrei, der einer großen Tragödin Ehre gemacht hätte. Dann wollte die Signora um Hülfe rufen, doch Liese hielt ihr die kräftige Hand, die nichts Sensibles und Psychisches an sich hatte, vor den Mund und bat sie zu schweigen. Sie traf mit ihrem Mutterwitze alsbald auch das Richtige, um das Herz der Signora zu rühren.

„Das Fräulein kommt gleich wieder, es passirt nichts, haben Sie keine Sorge! Doch Sie selbst kommen in Teufels Küche, wenn der Graf erfährt, daß Sie so schlecht aufgepaßt haben.“

„Sie sind eine Unverschämte,“ rief die Signora, die wenigstens ihrem Herzen Luft machen wollte, obschon sie einsah, daß es klug sei, die Sache nicht an die große Glocke zu hängen.

„Mag sein,“ versetzte Liese, „doch was thut man nicht, um zwei Liebende glücklich zu machen? Ich dachte an meinen Friedrich . . . er ist Wirthschaftseleve drüben bei dem Rodensteiner, wie sie ihn nennen . . . und da ich ein gutes Herz habe, so gönnte ich Anderen ein beneidetes Zusammensein und that für sie, was, wenn es für mich geschähe, mich mit dem wärmsten Dankgefühl erfüllen würde.“

„Schamloses Geschöpf, nichtswürdige Intrigue!“

Die Signora hatte sich erhoben und machte ihrem Unwillen in einem deutsch-italienischen Kauderwelsch Luft, das wie eine Cascade herunterplätscherte. Indeß war Isabella zurückgekehrt und auch auf sie entlud sich der Zorn der Erzieherin, wenngleich er bereits etwas von seiner sprudelnden Heftigkeit verloren hatte und wohltönende italienische Zornesworte an Stelle des hart hervorgestoßenen deutschen Gekläffs traten. Auch Isabella machte Fräulein Salviati auf die Gefahr aufmerksam, in welcher sie selbst schwebe.

In der That brachte sie der Anblick der kattunenen

Comteß und der seidenen Verwalterstochter bald zur Besinnung und in der Angst, daß Jemand zufällig dazu kommen könne, legte sie selbst tapfer Hand an, um die beiden Mädchen in ihre standesmäßigen Hüllen zurückzuzaubern; ja sie entwickelte dabei eine so krampfhafte Geschäftigkeit und griff mit so leidenschaftlich zitternden Händen zu, daß Liese ein lautes Lachen nicht unterdrücken konnte, während auch Isabella, trotz ihrer schwermüthigen Stimmung, über den Eifer der ängstlichen Garderobière lächeln mußte.

Am nächsten Tage hielten zwei schwer bepackte Reisewagen vor dem Thore des Schlosses; der Graf und Isabella saßen in dem einen, die Signora mit einer Menge von Schachteln und Taschen in dem anderen; der Bediente auf dem Bocke, neben dem Kutscher des zweiten Wagens.

Der Commendatore war nicht zum Abschied erschienen; die Morgenluft war ihm besonders ein Greuel; er schlief noch im chinesischen Häuschen. Er hatte sich schon den Abend vorher verabschiedet und dabei gegen Isabella besondere Huld und Freundlichkeit gezeigt, während er dem Grafen noch einige sehr bestimmt klingende Weisungen zukommen ließ.

Mit Thränen in den Augen blickte Isabella auf die im Morgenwind rauschenden Wipfel des Parkes und auf den in der Morgensonne leuchtenden Kirchthurm . . . denn dort im epheuumrankten Pfarrhaus weilte Alles, was ihr auf Erden theuer war.

* * *

Ein Jahr mochte ungefähr seit jenen Vorgängen verflossen sein, als der Herr Pfarrer mit seinem Töchterchen die stattliche Universitätsstadt, die zugleich das Gepräge einer großen Handelsstadt trug, besuchte. Godwine hatte lange nicht ihre ländliche Einsamkeit verlassen; sie stand mit ihrem lieben Gesichtchen vor den prächtigen Läden und schaute mit entzückten Augen auf die zur Schau gestellten Herrlichkeiten. Wenn sie aber neben dem Vater auf der Straße ging, empfand sie immer peinliches Herzklopfen, denn ihr war bei jedem Schritt, als müsse ihr Max begegnen, hier oder dort um die Ecke biegen und sie erschrak jedesmal, wenn sie eine blaue Studentenmütze sah; denn sie kannte die Farben des Corps sehr genau, wie die Feldblumensträuße bewiesen, mit denen sie aus Wald und Wiese heimkehrte; sie wählte nur solche Blumen aus, welche die Liebenswürdigkeit besaßen, sich mehr oder weniger mit den Corpsfarben zu schmücken, mochten sie nun allein oder mit anderen zusammen an die Alemannia erinnern.

Max hatte sich im Laufe des Jahres nur zwei Mal in der Pfarre gezeigt; er war gegen Godwine freundlich gewesen, hatte sie aber durch seinen flotten Ton und sein herausforderndes Wesen gekränkt; denn sie fühlte heraus, daß sein Herz bei ganz anderen Dingen war und für sie keinen warmen Schlag mehr hatte.

Die blauen Mützen waren eben so viele Ent-

täuschungen: die zerhauenen Gesichter, die darunter hervorsahen, hatten zwar, wie das von Max, das Verdienst, eine mit lesbaren Initialen geschriebene Chronik vollbrachter Heldenthaten zu sein, aber es waren doch nicht die theueren Züge, die stets vor ihrer Seele schwebten.

Viele Vorübergehende dagegen sahen dem hübschen Mädchen nach, das so etwas Madonnenhaftes im lieblichen Gesichtsausdrucke hatte und dabei die blühenden Farben der Landluft, welche von so vielen Städterinnen beneidet werden. Sie hatte in einem Laden einen kleinen Einkauf gemacht, der Vater war vorausgegangen in einen nahen Kaffeegarten, wohin sie ihm folgen sollte. Dort wollte man auch mit Rudolf zusammentreffen. Draußen am Ladenfenster stand ein junger, fein aussehender Herr, der Godwine schon von ferne gefolgt war. Sie bemerkte es wohl, daß die Augen dieses Herrn auf ihr ruhten; es geschieht dies durch eine Art von Magnetismus; man braucht nicht gerade hinzusehen; man fühlt sich im Banne eines fremden Wesens. Godwine war doch etwas beängstigt und suchte diesem Banne zu entkommen und mit beschleunigten Schritten den Kaffeegarten zu erreichen. Jener Herr folgte ihr, nicht in auffälliger Weise; er ging auf der anderen Seite der Straße und verlor sie nicht aus den Augen. Er sah, wie sie in den Kaffeegarten eintrat, setzte Anfangs seinen Weg weiter fort, kehrte aber nach einiger Zeit um und begab sich ebenfalls in den Garten, in

welchem sich bei den Nachmittagsconcerten das anständige Publikum der Stadt zu versammeln pflegte.

Der alte Pfarrer saß mit vielem Behagen im Schatten eines Ahorns und freute sich der vielen Menschen und des bunten Lebens und Treibens. Da blitzten ja allerlei Uniformen. Die Schönen gingen in modischer Sommertoilette mit herausfordernder Schüchternheit an den Tischen vorüber, an denen Offiziere und Studenten saßen; Kinder ließen die kleinen Luftballons so vergnüglich steigen, wie die Diplomaten ihre ballons d'essai, und das beliebte Concertragout von Wagner, Conradi, Verdi gab dem Ganzen einen musikalischen Untergrund. Der Pfarrer war zwar ein Naturfreund, der die Einsamkeit in Flur und Wald liebte; aber es war doch eine angenehme Abwechselung, einmal unter Menschen zu kommen, so recht mitten hinein in das Treiben der eitlen Weltlust. Das wirkte anregend auf ihn und er legte sich behaglich schon einige Sätze zurecht, mit denen er seinen Bauern in der nächsten Predigt ein Bild dieser sündigen Vergnügungen entwerfen wollte; auch von der Gefahr der Ansteckung wollte er sprechen, welche dieser bunte Carneval auf reine Gemüther ausübe; ja er ertappte sich selbst auf einer tadelnswerthen Regung: zwei dieser mit ihren Blicken feuerwerkenden Schönen, die an seinem Tische vorübergingen, gefielen ihm ungemein; ihre Blicke galten zwar mehr Rudolf, der an seiner Seite saß und immerhin als ein interessant aussehender junger Mann

von diesen koketten Damen betrachtet zu werden verdiente. Doch der Alte cassirte einen Theil dieser Koketterie auch für sich ein, allerdings nur, um sich selbst über das flüchtige Behagen, das er dabei empfand, alsbald zur Rede zu setzen.

Nun kam auch Godwine . . . und der Tisch unter dem Ahorn erregte jetzt bald die Aufmerksamkeit der jungen Herren. In einem Concertgarten kann kein Veilchen im Verborgenen blühen; die stolzen Tulpen und Päonien, die überall am Wege stehen, kennt man bald auswendig; aber ein liebliches Gesichtchen, das auf einmal unter ihnen auftaucht, findet rasch seine Verehrer. Godwine wurde bemerkt und ohne aufdringlich zu sein, wußte man doch in die Näbe des Ahorns zu gelangen und sich an dem fein gezeichneten Profil des hübschen Mädchens und seinen Rosenwangen zu erfreuen.

Auch der Herr, welcher Godwine schon auf der Straße gefolgt war, hatte an einem Nachbartische Platz genommen, von welchem sich eben eine kleine Gesellschaft erhoben. Godwine merkte dies wohl, so fein und unauffällig auch das Benehmen dieses Herrn war; denn er warf ihr nur hin und wieder einen verstohlenen Blick zu. Er steckte sich eine Cigarre an und streichelte den zu seinen Füßen sich lagernden Hund . . . einen imposanten Leonberger. Godwine sah öfter nach dieser Richtung . . . aber sie sah über ihn hinweg. Was ihre Blicke fesselte, war etwa vier Tische weiter das Auftauchen verschiedener blauer Mützen hinter den

Sommerhüten der Damen, welche meistens die Aussicht sperrten und nur gelegentlich einen Durchblick gestatteten, wenn die Trägerinnen dieser Hüte sich flüsternd zu einander neigten. Godwine fand überhaupt die Unsitte dieser hochaufgethürmten Sommerhüte sehr verwerflich; diesmal aber konnte sie bei aller Sanftmuth ihres Herzens die Rüge derselben nicht scharf genug aussprechen; sie wurde ja durch dieselbe verhindert, das zu sehen, wovon ihr Herz voll war. Die störenden Damen traten inzwischen einen Spaziergang durch den Garten an; jetzt konnte Godwine die blauen Mützen scharf in's Auge fassen; aus dem Dampfe qualmender Pfeifen blickten einige rothglühende Gesichter hervor, auf denen ein recht fröhliches Behagen zu lesen war ... und das eine ... „Max ist hier," sagte Godwine so hastig, als hätte sie etwas Unrechtes zu verbergen. Rudolf hatte schon früher den guten Freund mitten in seiner Couleur entdeckt, doch sich in Schweigen gehüllt; er wollte sein Schwesterchen nicht durch solche Mittheilung aufregen.

„Er weiß nicht, daß wir hier sind," sagte Godwine erröthend.

Rudolf verstand den Blick, den sie ihm dabei zuwarf, so diplomatisch auch die Worte waren, mit denen sie ihn begleitete.

„Ich werde ihn ansprechen," sagte Rudolf, „so wenig es mir genehm ist, in den lärmenden Kreis zu gerathen, in welchem er sich befindet."

Godwine drückte dem Bruder herzlich die Hand. Dem Vater war dies Zwiegespräch entgangen; er hatte seine ganze Aufmerksamkeit dem Leonberger zugewendet, der dort unter dem Nachbartische lag. Ein schöneres Exemplar von einem Hunde hatte er noch nie gesehen; wie verschwanden dagegen der Caro, der Castor, der Leo, die Myrrha, denen nacheinander der ehrenvolle Wachtposten an dem Pfarrershofe zugefallen war; es waren recht stattliche Hunde, besonders der Castor, und recht treue und brave Geschöpfe . . , aber dieser Leonberger erschien dem Pfarrer als der König der ganzen Hundewelt; er prägte sein Bild tief seinem Gedächtniß ein; er war ihm jetzt das Urbild für alle biblischen Hunde geworden, während früher sein Castor seiner Phantasie Modell dazu gesessen hatte.

Rudolf war inzwischen aufgestanden und an den Tisch der Studenten gegangen, an welchem Max saß; es war ihm das peinlich genug, denn er wußte, daß ein farbloser Student in den Kreisen der Farbigen für wenig mehr gilt, als für eine immatrikulirte Null und außerdem glaubte er nicht, daß seine Gegenwart und die Kunde, die er brachte, bei Max einen erfreuenden Eindruck machen würde; er störte damit offenbar das Behagen des fröhlichen Cumpans und legte ihm eine gesellschaftliche Pflicht auf, welcher dieser gewiß am liebsten aus dem Wege gegangen wäre.

Max begrüßte ihn indeß auf's Freundlichste und wollte ihn nöthigen, am Tische der Commilitonen Platz

zu nehmen; er aber dankte, indem er auf seine Familie hinwies, in deren Begleitung er sich befinde. Max verstand den Wink, er erhob sich rasch mit einem gerade nicht freudestrahlenden Gesicht; der Tisch wackelte und die Gläser klirrten zusammen; der junge Student hatte der Flasche allzutapfer zugesprochen und sein Benehmen hatte zugleich etwas Unsicheres und Herausforderndes. So folgte er Rudolf in die friedliche Pfarridylle, die sich in den Concertgarten verirrt hatte, sporenklirrend, die Reitgerte in der Hand, denn die Couleur hatte kurz vorher einen lustigen Ritt gemacht; die Pferde standen zwar längst wieder im Stall; aber Sporen und Reitgerte sollten der Welt noch eine Zeit lang Kunde geben, daß hier eine ritterliche Verbindung tagte, die zu Pferd und zu Fuß sich das gleiche Ansehen zu geben wußte und außerdem Wechsel genug besaß, um sich Reitpferde halten zu können. Als Max an dem fremden Herrn vorüberging, warf er ihm und seinem Hunde einen sehr feindseligen Blick zu . . . es schien, der Herr war ihm schon bekannt und hatte sich in irgend einer Weise seine Ungnade zugezogen. Max begrüßte Godwine mit treuherziger Freundlichkeit, schüttelte ihr und dem Pfarrherrn manneskräftig die Hand und nahm am Pfarrtische Platz, obwohl er wie auf glühenden Kohlen saß; er fand Godwine sehr frisch und wohlaussehend im Vergleich mit den blassen oder aufgeschminkten Stadtgesichtern, schilderte den Spazierritt, den er eben gemacht, gab ein schmeichelhaftes

Portrait von dem Rodensteiner und dem Kunz von Kaufungen, die eben an dem Studententisch sich erhoben hatten und mit ihren hünenhaften Gestalten das männliche und weibliche Philisterpublikum weit überragten und machte schließlich kein Hehl daraus, daß ihn der Leonberger in einer Weise anglotzte, die ihn auf's Aeußerste ennuyire. Er bediente sich mancher recht kräftiger Sport- und Studentenausdrücke, da der Lack der philisterhaften Civilisation in Folge des reichlichen Biergenußes von ihm herabgebröckelt war und alles Studentische in glorreicher Frische zum Durchbruch kam. Der Pfarrer zuckte bisweilen unmerklich mit den Achseln und Godwine erröthete, während Rudolf durch eine Uebersetzung der allzu herausfordernden Phrasen ihnen die Spitze abzubrechen suchte. Max schüttelte Godwine die Hand, als er aufstand, um zu seinen Commilitonen zurückzukehren, die gewiß mit Ungeduld seiner harrten, wie er versicherte, denn es handle sich um eine wichtige Berathung.

Als Max bei dem fremden Herrn und dem Leonberger vorüberging, konnte er nicht umhin, seinem inneren Unwillen Luft zu machen, indem er diesem seine Reitgerte um die Ohren sausen ließ. Der Erfolg dieser symbolischen Injurie war indeß ein ganz unerwarteter. Nimrod sprang wüthend auf und packte den Studenten an der Gurgel. Dieser setzte sich verzweifelt zur Wehr. Das Concertpublikum an den nächsten Tischen sprang auf, theils erschrocken, theils neugierig;

der Nothschrei und Hilferuf einiger nervös erregter Damen brachte den ganzen Garten in Aufruhr. Die Studenten kamen herbeigestürzt. Der Rodensteiner und Kunz von Kaufungen drohten mit ihren Riesenkräften die Bestie zur Raison zu bringen . . . dies war inzwischen schon dem Herrn Nimrods gelungen, welcher alsbald aufgesprungen war und durch seinen Zuruf und indem er das Thier am Halsband zurückriß, Max aus seiner gefährlichen Lage befreite.

„Das kommt von diesen Kindereien," sagte der Besitzer des Hundes in einem theils ärgerlichen, theils geringschätzigen Tone.

„Kindereien," versetzte Max, der nicht verschmerzen konnte, hier die Rolle eines Opfers gespielt zu haben. „Sie werden mir Genugthuung geben, mein Herr!"

„Das werden Sie . . . das müssen Sie!" riefen der Rodensteiner und Kunz von Kaufungen.

Nimrods Herr tauschte mit Max seine Visitenkarte, pfiff dann seinem Hunde, wandte, seinen Hut leise lüftend, dem lärmenden Kreise, der sich um ihn versammelt hatte, den Rücken und verließ den Concertgarten.

Jetzt hielt Max den Augenblick gekommen, sich als Helden aufzuspielen, obschon seine Rolle bei der ganzen Affaire eine klägliche gewesen war und er bei seinem Duell mit Nimrod offenbar den Kürzeren gezogen hatte.

„Ich habe dem Hund und seinem Herrn gezeigt, was ich von ihnen denke . . . keinen Pfifferling halte ich sie werth, beide zusammen. Da hat er durch einen geheimen Wink die Bestie auf mich gehetzt . . . doch er soll mir dafür Revanche geben . . . Kaufungen, Du bist mein Secundant!“

Kaufungen drückte ihm mit freundschaftlicher Wärme die Hand . . . er besaß sehr viel Gemüth; doch das kam immer erst zu Tage, wenn er ein Dutzend Seidel genossen; dann wurde wohl sein Phlegma durch den Spiritus flüssig gemacht.

„Ich werde dem Herrn Grafen schon den Weg weisen,“ rief Max aus.

„Dem Grafen?“ fragten die Corpsbrüder.

„Ja, ich kenne ihn, ich habe ihn einmal getroffen . . . in Gesellschaft getroffen. Er ist auch ein Kunstfreund, Freund der bildenden Kunst . . . aller Künste . . . was weiß ich? Aber er war mir unangenehm, sehr unangenehm . . . das hatte seine Gründe; doch genug davon, das Uebrige findet sich ja. Ad arma, Commilitones!“

Max sah sich nach der Pfarrerfamilie um; er schmeichelte sich zwar durchaus nicht damit, bei seiner Begegnung mit Nimrod einen besonderen Heldenmuth entwickelt zu haben. Doch er war kein Gladiator und auf den Kampf mit wilden Bestien nicht abgerichtet. Immerhin hatte er sich dem Herrn des Ungethüms gegenüber sehr ritterlich benommen und auf einen fried-

lichen Pfarrherrn und ein sanftes Pfarrfräulein mußte jene kriegerische Gesinnung einen imponirenden Eindruck gemacht haben. Auch war es ihm keineswegs gleichgültig, was seine Jugendfreundin von ihm dachte. Doch als er sich nach ihr und dem Pfarrer umsah, waren Beide verschwunden; nur Rudolf war noch in seiner Nähe und flüsterte ihm zu, daß er ihn nachher sprechen müsse.

Der studentische Kreis war nach diesem Abenteuer noch lebhafter und lärmender geworden; man trank Max mit Begeisterung zu, und dieser begann sich immer behaglicher zu fühlen in der Mitte des allgemeinen Cultus, als hätte er etwas Großes vollbracht. War doch der ganze Concertgarten durch ihn in Aufregung versetzt worden, und solch' eine Bewegung bei dem Philisterthum hervorgerufen zu haben, war immerhin eine Heldenthat.

Rudolf suchte inzwischen den Vater und die Schwester wieder auf, die sich in das Hôtel zurückgezogen hatten. Godwine war in großer Aufregung; Thränen entströmten ihren Augen; sie hatte ein Gefühl von Beklommenheit; die Rolle, welche Max gespielt, war ihr nicht durchweg sympathisch gewesen; doch sie liebte ihn ja über Alles und zitterte vor den Folgen, die seine Begegnung mit dem fremden Herrn nach sich ziehen konnte. Der Pfarrer nahm indeß keineswegs Partei für Max; sein lebhaftes Interesse für Nimrod ließ das nicht zu; er konnte es dem Studenten nicht verzeihen, einen so vornehmen und in jeder Hinsicht so ausgezeichneten Hund

gereizt zu haben. Rudolf begleitete seine Angehörigen auf den Bahnhof und sprach Godwine Trost zu, indem er ihr erklärte, er habe sich fest vorgenommen, die Sache auszugleichen. Dann schritt er einsam durch die Anlagen des Stadtparkes und erwog im sinnenden Gemüthe das Nächste und Fernste, Gegenwart und Zukunft; überall sah er Beängstigendes und Bedrohliches für sich selbst und für die Seinen. Des Vaters hohes Alter drohte, Sohn und Tochter bald jeder Unterstützung zu berauben, und was sollte aus Godwinen werden, deren Liebe zu Max ihm durchaus hoffnungslos erschien? Und seine eigene Zukunft . . . sie lag dunkler als je vor ihm. Er hatte es seinem Vater verschwiegen, daß er das Studium der Theologie schon in aller Stille aufgegeben hatte . . . nicht blos, weil Isabella, die große Hoffnung seiner Zukunft, der Stern seines Lebens, ihm zugeredet hatte, ein anderes Studienfach zu wählen, sondern auch weil er selbst keine Befriedigung darin fand. Er hatte Sinn für das Erbauliche der biblischen Ueberlieferungen, Sinn für das Bedeutsame, das sich der Geschichte der Kirche und ihren wechselnden Lehren abgewinnen ließ; aber sein Geist strebte doch hinaus in's Weite und Ferne; Philosophie und Naturwissenschaften zogen ihn mächtig an: der Fernblick der heutigen Erdkunde, der Tiefblick, der die Stoffe und Kräfte der Natur ergründete, und das weite Reich des Schönen und der Kunst. Doch wo ließ sich da eine Grenze abstecken für eine bürgerliche Thätigkeit, die

ihren Mann alsbald belohnte und ihm das tägliche Leben fristen half? Die Lehrstühle der Wissenschaft geben erst späte Ausbeute und lange Zeit spärlichen Ertrag; für den jungen Theologen giebt es der Sinecuren genug, und er rückt auch früh in ein Amt ein, da diese Laufbahn für die Gegenwart viel von ihrer Anziehungskraft verloren hat. Der arme Vater! Er trug sich noch mit schönen Hoffnungen, er sah im Sohn den künftigen Caplan und Amtsverweser und erzählte, daß es ihn freue, wenn Rudolf Kirchengeschichte und biblische Exegese bei hervorragenden Gelehrten gehört; dieser vermischte da Wahrheit und Dichtung in einer ihn selbst etwas beschämenden Weise. Doch hatte er allerdings öffentliche, theologische Vorlesungen belegt, um dem Vater darüber Bericht erstatten zu können. Nur war dieser sehr überrascht, als Rudolf plötzlich Kenntnisse von der Ackerbaukunde, vom Getreidebau, vom Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff verrieth, die er dem Jungen gar nicht zugetraut hatte. Das freute ihn indeß von Herzen; denn das berührte ja seine eigene Liebhaberei. Auch er trieb Naturwissenschaften, soweit sie sich praktisch verwerthen ließen; aber davon blieb das streng abgeschlossene Allerheiligste gänzlich unberührt, wo die Satzungen und die Wunder der Gottesgelehrtheit ihren Platz hatten; bei dem Sohn aber war die Naturlehre ein ketzerisch feindseliges Element geworden, welches wie ein auflösendes Gift in den überlieferten Lehrschatz der Kirche eingedrungen war.

Von Isabella selbst war er ganz ohne Nachricht geblieben; doch das konnte seine Hoffnungen nicht entmuthigen! er wußte ja, worüber sie sich verständigt, was sie sich gegenseitig gelobt hatten. Und der Gedanke daran gab ihm eine solche innere Freudigkeit, daß er den reizvollen Abend im Stadtpark mit vollen Zügen genoß. Da führte ihn der Weg bald durch dichte Laubgänge, vorüber an den mächtigen Stämmen hoher Eichen, deren gezackte Blätter im leisen Wehen der Abendluft zitterten, dann wieder über große freie Wiesenplätze, um welche eine Rotunde stolzer Waldbäume sich erhob, während kleine von Pappeln und Weiden umgebene Teiche durch die rothen Strahlen der scheidenden Sonne entzündet worden, daß sie wie Juwelen in smaragdener Fassung funkelten.

Und überall buntes Leben! Groß und Klein, von den Alltagssorgen frei, alle behaglich gestimmt, weil sie gleichsam ein Zipfelchen von dem großen, wehenden Mantel der Natur erfassen konnten, dessen sternengeschmückter Besatz bald herrlich aus dem wachsenden Dunkel auftauchen sollte. Rudolf empfand eine stille Rührung bei dem Gedanken, wie wenig Sonnenschein in manches Leben fiel, und wie viel Glück oft eine so geringe Vergoldung des armen Daseins verbreite.

Doch auch des Nächsten dachte er; peinlich hatte ihn die Scene im Kaffeegarten berührt. Der fremde Herr mit seinen feinen Zügen, mit dem leisen Hauch

von Schwermuth, der darüber ausgebreitet lag, hatte ihm eine unerklärliche Sympathie eingeflößt; es lag etwas so Edles und Sinniges, etwas so geistig Bedeutendes in dem Wesen dieses Mannes, auf dem seine Blicke unwillkürlich hafteten; er empfand geradezu einen inneren Schmerz bei der aufregenden Begegnung zwischen Max und dem Fremden und wollte schon besänftigend und versöhnend dazwischen treten; doch die Corpsstudenten drängten sich vor, und der Fremde verließ so rasch den Garten. Der ganze Conflict hatte nur wenige Augenblicke gedauert.

Es war schon spät am Abend, als Rudolf in der Wohnung des Studiengenossen erschien. Max hatte soeben seinen Rausch ausgeschlafen und rüstete sich zum Besuche der Stammkneipe, wo eine zweite verbesserte Auflage desselben in Aussicht stand. Seine Stimmung war keine gehobene; wie Fluth und Ebbe in allen irdischen Dingen wechselt, so war auch bei ihm nach der hochgehenden Aufregung im Concertgarten eine Ebbe der Gefühle eingetreten; er hatte ein düster brennendes Talglicht angezündet und betrachtete sich mißvergnügt im Spiegel. Die blauen Schatten unter seinen Augen wurden durch das von unten heraufleuchtende Licht vertieft. Um Rudolfs Anwesenheit, der auf dem Sopha Platz genommen, unbekümmert, machte er diese selbstkritischen Studien und warf sich dann in einem Lehnstuhl, der diese Gefühle zu verstehen und zu theilen schien; denn auch er trug die

Spuren innerer Verwüstung; seine Näthe waren geplatzt und seine Lehnen wackelig geworden.

„Ein dummes Duell," sagte Max, „was nützt mir's, daß ich ein ausgezeichneter Schläger bin? Das geht auf Pistolen . . . da versteh' ich höchstens loszuknallen. Wohin die Kugel fliegt, das ist ihre Sache. Man kann ja diese Philister nicht auf die studentische Mensur fordern. Und der verdammte Hund . . . ich fühl's noch, wie er mich gepackt hatte."

Die unter Null herabgesunkene Stimmung von Max war Rudolf sehr willkommen.

„Die ganze Sache läßt sich noch beilegen," warf er leicht hin.

Max antwortete zunächst nichts . . . ein Ausbruch der Entrüstung . . . es war dies ein gutes Zeichen.

„Der fremde Herr," fuhr Rudolf fort, „sieht mir gar nicht darnach aus, als ob ihm an einer Rauferei mit oder ohne Pulver viel gelegen wäre. Das Wort, das Dich so in Feuer und Flamme setzte, war ihm in der Eile entschlüpft; er wird gewiß gern bereit sein, es zu entschuldigen; er wird kein großes Gewicht darauf legen; es giebt jedenfalls wichtigere Dinge, mit denen er sich beschäftigt."

„Meinst Du?" meinte Max, ein Lied pfeifend.

„Ich werde zu ihm gehen," versetzte Rudolf, „und ihn zu einer Erklärung zu bewegen suchen."

„Meinetwegen," sagte Max etwas kleinlaut, „wenn nur Kunz von Kaufungen und der Rodensteiner damit

einverstanden sind; das wird ihnen gegen den Strich gehen."

„Sie können doch nicht mehr verlangen, als eine Ehrenerklärung," versetzte Rudolf.

„Wie heißt der Herr?"

„Hier ist seine Karte," sagte Max, indem er aus einer eleganten Schale eine Visitenkarte herausnahm. „Karte und Adresse!"

„Graf Eduard Fersen," las Rudolf, indem er bei dem trüben Licht mühsam die Handschrift entzifferte.

„Wir wollen etwas klarer in der Sache sehen," versetzte Max und zündete eine Astrallampe an, die mit einer profanen Studierlampe nichts gemein hatte. Die ganze Einrichtung des Zimmers, die nun heller hervortrat, zeigte, daß hier der Sohn vermögender Eltern wohnte. Alles Studentische war in das offenstehende Schlafgemach verwiesen; da hingen Rappiere, Schläger, Paukhandschuhe, Commersbilder, die Photographien der Corpsbrüder. Der Besuchssalon war derjenige eines feinen Herrn der Haute-volée; es stand in demselben sogar ein schönes Pianoforte, das aber als noli me tangere bereits einen hohen Grad von Verstimmtheit erreicht hatte.

„Ich muß bekennen," sagte Max, „daß ich dem Grafen Fersen nicht gerade wohl will; unsere Beziehungen sind nicht freundschaftliche. Näher kenn' ich

ihn freilich nicht; aber er steht mir im Wege. Doch ich darf nicht aus der Schule plaudern."

Max hielt in seinen Mittheilungen plötzlich inne; er besann sich darauf, daß, was er erzählen wollte, nicht dem Bruder Godwinens erzählt werden könne.

„Gleichviel," fügte Max hinzu, „ich habe keine Schneide für das Duell; es ist kein Ruhm dabei zu holen. Läßt sich die Sache friedlich arrangieren, so ist mir's recht."

Und nun begann er Godwinens Lob in allen Tonarten zu singen; er wollte den Verdacht Rudolfs ablenken, daß er anderen Liebesabenteuern nachgehe: ein Verdacht, zu dem er durch seine hingeworfene Aeußerung nur zu sehr Anlaß gegeben.

Am nächsten Vormittag stand Rudolf im Salon des Grafen Fersen. Obschon dies nur ein Absteigequartier war, indem der Graf sich theils auf seinen Gütern aufhielt, theils größere Reisen zu machen pflegte, berührte doch die ganze Einrichtung Rudolf sehr sympathisch. Reisewerke und Karten lagen auf den Tischen; philosophische Schriften und die Werke namhafter Dichter standen in den Mahagoni-Repositorien; in dem benachbarten Zimmer, dessen Thüre offen stand, sah er ein großes Fernrohr, eine Elektrisirmaschine und andere Apparate naturwissenschaftlicher Studien. Der Graf ließ nicht lange auf sich warten. Er erschien im einfachen Hausrock und empfing den Besucher freundlich und höflich, ohne jede ablehnende Vornehmheit.

Rudolf erklärte den Anlaß seines Kommens; er sei nicht Cartellträger und Secundant, er erscheine auch nicht im Auftrage von Max, sondern sein eigener Herzenswunsch führe ihn her. Er sei mit Max befreundet und seine Schwesten hege eine innige Neigung zu dem jungen Studenten; für den Grafen aber habe er von Hause aus warme Sympathien empfunden; er habe mit ihm gefühlt, wie peinlich ihm diese Begegnung sei, wie er in seinen höheren Bestrebungen durch diesen kleinlichen Zwischenfall in unangenehmer Weise gestört werden müsse: und so wolle er ihn bitten, den ganzen Zwist zu erledigen, indem er jenes Wort zurücknehme, das soviel Staub aufgewirbelt, oder es dahin erläutere, daß er mit Kindereien nur harmlose Scherze gemeint habe.

Der Graf erklärte, daß ein Duell mit einem Studenten, der halb im Rausch contrahirt habe, eigentlich seinen Lebensgewohnheiten widerspreche, und daß er seinerseits gern bereit sei, jeden Ausgleich zu erleichtern; er wisse, daß er sich damit nichts vergebe, denn auf irgend ein in Hast und Aerger ausgesprochenes Wort lege er nur geringes Gewicht. Auch bekannte er, daß das hübsche junge Mädchen, das neben Rudolf gesessen, ihn in den Garten gelockt, weil er sich an dem lieben Gesichtchen nicht habe satt sehen können, das ihn an italienische Madonnenbilder erinnerte; er freute sich von Rudolf zu hören, daß es seine Schwester sei. Und als er die Angelegenheit, die Rudolf zu ihm geführt, als gleichgültigen

Gesprächsstoff alsbald fallen ließ, von seinen Reisen erzählte, die Sitten der Völker schilderte, auf die gegenwärtige Weltlage zu sprechen kam, da hörte Rudolf aufmerksam zu, betheiligte sich mit Wärme an der Debatte über die aufgeworfenen Fragen, sodaß die Zeit im Fluge verging und Jeder im Herzen voll des Lobes war für den Anderen. Sie begegneten sich vielfach in gleichen Anschauungen, und Jeder gelobte sich im Stillen, eine so erfreuliche Bekanntschaft zu pflegen. Der Graf versprach demnächst seinen Gegenbesuch zu machen, und schon jetzt verabredeten sie gemeinsame Spaziergänge, um die Gespräche fortzuführen, in welche sie sich so angelegentlich vertieft hatten. Rudolf hegte ein förmliches Dankgefühl gegen Max und den grimmen Nimrod, daß sie ihm diese Bekanntschaft vermittelt hatten, von welcher er sich für die Zukunft reichen geistigen Genuß versprach. Ueber das Duell machte er sich keine Sorge mehr. Er unterrichtete Max von dem Erfolge seines Besuches, und dieser nahm die Kunde seelenvergnügt auf und sprach nur wiederholt sein Bedenken aus, daß Kunz von Kaufungen und der Rodensteiner damit nicht einverstanden sein könnten.

* *
*

Die Gespräche zwischen der schönen Portia und ihrer Nerissa mußten Jedem einfallen, der die Unterhaltung belauscht hätte, welche die Concertsängerin Griselda Loredano mit ihrer Zofe Giulia im traulichen

Boudoir führte. Zwar besaß Griselda nichts von den Reichthümern der Erbin auf Schloß Belmont. Dafür brauchte sie aber ihre Entscheidung nicht von einem goldenen, silbernen oder bleiernen Kästchen abhängig zu machen. Was indeß die Zahl ihrer Freier betraf, so konnte sie hierin wohl mit der schönen Portia wetteifern und gerade über diese mehr oder weniger ernsten Bewerber war sie in einem Gespräch mit ihrer Zofe begriffen, dem es an scharfer Kritik und boshaften Bemerkungen so wenig fehlte, wie den Unterschriften, mit denen die Erbin von Belmont die Portraits ihrer Verehrer versah.

Griselda war nicht bloß eine Künstlerin von glänzenden Stimmmitteln und vorzüglicher Schule, die überall Aufsehen erregte, wo dem italienischen Gesang noch eine Stätte bereitet war; sie war auch ein schönes Weib mit der stattlichen Körperfülle der Römerinnen, den wie in Marmor gemeißelten Zügen, dem cäsarischen Schnitt des Gesichtes und der gebieterischen Selbstherrlichkeit in ihrem ganzen Auftreten. Anfangs hatte sie sich der Bühne zugewendet; aber ihr Selbstgefühl vertrug die Abhängigkeit von dem Willen des Impresario nicht, und so schlug sie die mehr selbständige Laufbahn als Concertsängerin ein. Sie hatte in Paris und St. Petersburg Triumphe gefeiert, aber durch ihr launenhaftes Wesen ernste glänzende Bewerber oft im letzten Augenblick zurückgeschreckt. Da begann auf einmal ihr Herz zu sprechen für irgend einen armen

Burschen, der ihren Weg gekreuzt, der es ihr angethan durch schwärmerischen Augenaufschlag, durch verzückte Verehrung. Sie war dann immer mit sich selbst unzufrieden; denn sie war im Grunde eine Glücksritterin, und ihr zunehmendes Alter mahnte sie, das Schiff im Hafen zu bergen.

Griselda weilte bereits seit längerer Zeit in der Handels- und Universitätsstadt, der es weder an einer begeisterten Jugend, noch an zahlungsfähigen Patriziern fehlte. Sie hatte in der letzten Concertsaison Epoche gemacht, anfangs nicht ohne Widerspruch, da das musikalische Publikum der Stadt mehr der deutschen Musik huldigte; aber man hatte sie doch allmählich in ihrer glänzenden Eigenart schätzen gelernt. Die Widersacher waren verstummt und stürmische Huldigungen ihr zu Theil geworden. Nach einem kurzen Landaufenthalt war sie wieder dorthin zurückgekehrt, um im nächsten Winter einen neuen Cyclus von Concerten zu veranstalten. Auch hegte sie die ernste Absicht, einige aus dem Kreise ihrer Verehrer in die engere Wahl zu stellen und dann einem Auserlesenen ihre Hand zu reichen.

Sie blätterte mit ihrer Zofe das Verzeichniß derselben durch, indem sie, auf ihrer Causeuse bequem gelagert, den schönen Kopf, der an den der Juno Ludovisi erinnerte, auf die Hand gestützt, die Bilder der Freunde vor ihres Geistes Aug' vorübergehen ließ.

„Der Banquier Susnich . . . sehr reich . . . ein Mann in den besten Jahren . . .“

„Mir möchte er wohl gefallen,“ versetzte Giulia, „er hat etwas Ritterliches in seiner ganzen Art sich zu geben.“

„Wenn er nur nicht Sportsmann wäre,“ sagte Griselda mit bösem Lachen; „er spricht immer von seinem Achilles und seiner Andromache, von seinen riesigen Wetten, vom Totalisator; aber der Cavalier steht ihm schlecht zu Gesicht. Er macht auf mich stets einen komischen Eindruck, wenn er an seine Sporen geschnallt ist und mit breitbeinigem Cavalleristenschritt in's Zimmer tritt.“

„Man ist immer schwer beweglich, wenn man eine Million in der Tasche hat,“ versetzte Giulia; „doch das nimmt man mit in den Kauf . . . ohne große Gewissensbisse.“

„Ich bin auch gar nicht geneigt, Herrn Susnich von der Liste zu streichen; er hat mir überdies so viele glänzende Geschenke gemacht. Was wäre mein Salon ohne ihn? Eine nichtssagende Möbelniederlage. Er hat erst Stimmung hineingebracht. Die schweren Purpurvorhänge, die geschmackvoll ausgewählten Statuetten von Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi, die schönen chinesischen Vasen aus der famille rose mit ihren merkwürdigen Drachen und Löwen. Der eine verzeichnete und verzerrte Löwe erscheint mir als ein Abbild des Geschenkgebers, des Löwen der Saison. Die Gemälde, die so schüchtern aus ihren goldenen Rahmen heraussehen, obgleich einige darunter recht kecke mytho-

logische Scenen darstellen; das Alles stammt von ihm und ist nur eine schwache Andeutung von dem Glanz und Luxus, mit welchem eine künftige Frau Susnich ihren Salon schmücken würde. Ich bin nicht so undankbar, ihn zu streichen."

„Dann folgt der Lieutenant von Reidnitz," sagte Giulia, an den Fingern die Verehrer aufzählend.

„Reich . . . aus guter Familie . . . liebenswürdig . . . Alles zugegeben! Doch . . . seine Nase gefällt mir nicht. Er hat ein so kleines Stumpfnäschen, wie unsere Soubrette hier . . . und das ist für einen Mann ein fatales Angebinde; es macht ihn so unscheinbar, so nichtssagend . . . ein niedlicher Mann! Die Männer sind doch nicht dazu da, um auf den Nipptisch gestellt zu werden. Und dann liebt er einen Parfüm, den ich nicht vertrage; er aber kann sich davon nicht trennen. Zeitlebens mit einem unleidlichen Parfüm zu existiren, das ist eine Strafe, die Dante in seinem Inferno anzubringen vergessen hat."

„Schieben wir einmal einige schwärmerische Verehrer ein," versetzte Giulia mit einem spöttischen Zug in ihrem Soubrettengesicht . . . „der Musikdirektor Heberti . . ."

„Gewiß . . . der schwärmt für mich . . . und wenn es in der Welt nach Verdienst ginge, müßte er meine Hand erhalten. Der gute Wälschtiroler schwärmt auch für meine Kunst; für eine meiner brillanten Coloraturen gäbe er den ganzen Beethoven und Richard

Wagner in den Kauf; er theilt meine Meinung, die Musik braucht sich nicht nach den anderen Künsten zu richten; sie muß in ihrem eigenen Elemente frei und unabhängig herrschen. Läufe und Coloraturen sind ihr Brillantschmuck; wer möchte ihn vertauschen mit dem klappernden Halsband von unechten Steinen, an dem sie von der neuen Bettelmuse geführt wird? So leb' ich mit Heberti in voller Seelenharmonie. Auch sieht er aus wie ein Künstler . . . und das ist für einen Mann das höchste Lob; doch, eine Künstlerehe . . . da beginnt der Jammer. Singen müssen für's Haus, für's Brod . . . aufhören müssen, wenn die Kinder sich anmelden und kommen . . . dann wieder anfangen mit etwas gebrochener Stimme . . . müde aus dem Concertsaal kommen und dann Nachts von den Würmern wachgeschrien zu werden . . . und wenn's nicht reicht für die wollenen Strümpfe und die Winterkleider, dann rasch eine Arie der Semiramis und Ophelia auf's Programm setzen."

„Doch dafür muß ja der Mann sorgen," warf Giulia mit anscheinendem Widerspruch ein. Im Grund war sie gefaßt darauf, das Opfer, das sie an's Messer geliefert, hingeschlachtet zu sehen; sie mochte Heberti nicht leiden; er war nicht freigebig gegen sie und konnte es nicht sein, und sie hatte den Instinkt aller Kammerzofen, sich dem Glänzenden zuzuwenden, auf das sie wie die Elstern erpicht sind.

„Der Mann? Und was verdient er sich mit

seinem Taktstock, seinen Stunden, seinen Compositionen? Wer kauft dergleichen? Wer außer mir wird seine Capriccios singen, in denen man immer aus der Scylla der einen Schwierigkeit in die Charybdis der anderen fällt? Und dann . . . er ist ja feurig und träumerisch . . . das weckt Liebe! Irgend eine verliebte Schülerin wird ihn einmal auf's Glatteis führen . . . und das vertrag' ich nicht."

„Also . . . streichen wir ihn," sagte Giulia mit einer resoluten Handbewegung.

„Als künftigen Gatten . . . ja! Als Freund, Verehrer und Kunstgenosse bleibt er mir theuer."

„Das ist dann Sache des künftigen Gatten, sich darüber zu verständigen," sagte Giulia. „Nun . . . ein anderes Bild! Der flotte Studiosus Max Tesing!"

„Eine eigenthümliche Sorte von Menschen, diese deutschen Studenten! Ich habe dies curiose Exemplar studirt, das sich Max Tesing nennt . . . man weiß nicht, wo bei ihnen das Gemüth aufhört und die Renommage anfängt. Er ist ein frischer Bursche, der gespornt und gestiefelt in die gute Gesellschaft springt und sich mit den Ellenbogen Bahn bricht. Doch er ist ein kräftiger Enthusiast, und die kann ich brauchen. Er hat ein ganzes Corps hinter sich . . . und das sichert die Erfolge im Concertsaal. Und da er überdies zwar ein bärenhafter, aber dabei sauber geleckter Deutscher ist, so lass' ich mir seinen Umgang wohl gefallen und mach' ihm bisweilen einige Zuge-

ständnisse, die mich gar keine Ueberwindung kosten. Er ist eben ein frischer Naturmensch . . . und das erquickt in dieser parfümirten Gesellschaft; aber heirathen kann man ein solches Naturwunder nicht, und auch eigentlich nicht lieben, ohne den Zaubersaft der Shakespeare'schen Titania im „Sommernachtstraum"; sonst merkt man immer das dicke Fell des Langohrs."

„Er ist jedenfalls der Eifrigste und Zudringlichste," versetzte Giulia.

„Zu thun haben ja alle diese deutschen Studenten nichts, und er hat mich neben sein Bierseidel auf die Liste seiner Zerstreuungen gesetzt."

„Und nun der Letzte . . ." fügte Giulia hinzu, „allerdings ein zweifelhafter Verehrer — Graf Fersen!"

„Gewiß der liebenswürdigste von Allen . . . er hat nur einen Fehler; er besucht mich nicht um meiner selbst willen . . . ich bin ihm nur eine Art von Auskunftsbüreau. Vor einigen Wochen war er hier und kam auch zu mir . . . jetzt ist er wieder hier gesehen worden, aber bisher mir seinen Besuch schuldig geblieben. Er ist ein Edelmann von Kopf zu Fuß; ich begreife, wie er Betta's Herz gewinnen konnte . . . die arme Betta!"

Griselda wurde, an das geheimnißvolle Geschick ihrer Schwester denkend, von einigem Mitgefühl ergriffen; eine Thräne entströmte ihrem Auge, sie saß längere Zeit schweigend, in Gedanken versunken . . .

Da klopfte es . . . und Giulia meldete den Studiosus Tesing. Er trat ein mit einer gewissen Unbeholfenheit, da er hier nicht seine herausfordernde Miene annehmen konnte; die Sängerin hatte ihn ganz verzaubert, und er stand ihr wie einem höheren Wesen gegenüber. Obschon in sehr behaglichen Lebensverhältnissen aufgewachsen, wurde er doch durch den Glanz dieser Prunktapeten und prachtvollen Teppiche, dieser Vasen, Consolen, Statuetten, dieser kostbaren Kleinigkeiten stets verblüfft, um so mehr als die Perle in dieser glänzenden Muschel noch einen ganz besonderen Glanz ausstrahlte. Griselda machte auf ihn einen geradezu fürstlichen Eindruck; er kam sich wie Essex und Monaldeschi vor, wenn er kühn sein Auge zu ihr zu erheben wagte, oder wenn sie ihn gar mit Zeichen ihrer Gunst beglückte.

Leider! trat darüber seine Godwine sehr in den Hintergrund; sie erblich schattenhaft neben der hohen Erscheinung der Italienerin. Die lieben deutschen Mädchen in ihrer Traulichkeit und Bescheidenheit . . . schüchterne Veilchen neben der südlichen Prachtpflanze! Und selbst seine Schenkmädchen, denen er mit studentischer Munterkeit den Hof machte . . . es gab ja einige hochgewachsene, schlanke Heben darunter; aber es fehlte ihnen der edle, gebietende Anstand, der Zauber der feinen Formen und der glänzenden Umgebung.

Griselda hatte von dem Duell gehört: in ihren Salon kam das Echo von Allem, was sich in der Welt

zutrug. Max konnte, indem er sich in die Brust warf, mittheilen, die Affaire sei beigelegt worden; sein Gegner habe ausreichende Erklärungen gegeben; selbst Kunz von Kaufungen, der sich nicht leicht eine solche Paukerei unter den Händen fortgleiten lasse, habe sich begütigen lassen, indem der Rodensteiner Partei für den feinen Grafen ergriff. Nur Nimrod sei die bête-noire geblieben, und es sei nicht unmöglich, daß der Corpshund Nero eines Tages auf ihn gehetzt werde, und daß zwischen den beiden Hunden ein Duell stattfinde.

„Das ist auch viel vernünftiger," sagte Griselda mit feinem Lächeln; „was die Bestie verschuldet hat, mag sie büßen; warum sollen verständige Menschen, die noch dazu meine Freunde sind, deshalb aneinander gerathen?"

„Ihre Freunde?" sagte Max schmollend, indem er, wie er's zu thun pflegte, mißgestimmt die Unterlippe hängen ließ; „ich habe es längst geahnt, daß Sie den Grafen zu Ihren Freunden zählen."

„Gewiß!" versetzte Griselda, mit sichtlichem Wohlwollen auf ihren eifersüchtigen Verehrer blickend; „ich bin stolz darauf, viele ehrenwerthe Freunde zu haben. Doch es giebt Unterschiede in der Freundschaft . . . wir Beide, Max, sind gute Kameraden."

Und sie reichte ihm die Hand hin, die er anfangs herzhaft schüttelte und dann mit einem galanten Kuß bedachte. Dabei warf er ihr einen feurigen Blick zu, einen Blick voll Dankgefühls; denn er hielt sich in

diesem Augenblick für den begünstigten Verehrer. Alles Blut drang ihm zum Herzen. Er erröthete wie ein Schuldbewußter: er fühlte sich schuldig, zu lieben und geliebt zu werden.

„Ja," sagte er, „es giebt Freundschaften, die das ganze Herz ausfüllen; es giebt Gelübde . . . man braucht dabei nicht gerade die Mützen mit dem Schläger zu durchbohren; Gelübde treuer Brüderschaft . . . auch zwischen Mann und Weib. Diese Freundschaften gehen nicht rein auf, es ist wahr, doch was da übrig bleibt; das giebt ihnen gerade den eigenen Reiz: die Natur ruft Schmollis und die Seele sagt: Fiducit."

Bei diesen Worten näherte er sich liebevoll der schönen Freundin; sie wehrte ihn nicht unsanft ab, ließ sich das schwarze Haar von seinen schmeichelnden Händen streicheln; dann aber sagte sie:

„Da unsere Seelen jetzt zusammen commersiren, so wollen wir nicht mit rauher Hand dazwischen fahren. Bitte, setzen Sie sich artig hier auf den Schaukelstuhl."

Max setzte sich nieder; seine Stimmung war diesmal eine siegesgewisse; die Augen der Künstlerin leuchteten ihm in's Herz, doch bald schwand diese Siegesfreude wieder; es berührte ihn peinlich, daß sie mit ihm nicht spazieren fahren wollte . . . er hatte sie doch neulich in einem Wagen mit dem Lieutenant von Reidnitz fahren sehen . . . und öfters hatte sie der parfümirte Sportsman, Herr Susnich, kutschirt. Schämte sie sich, an

seiner Seite zu sitzen, sich dem Publikum mit einem jungen Studenten zu zeigen? Diese Bedenken verstimmten ihn, und er ahnte das Richtige! Sie fand Gefallen an dem frischen Studenten, das war ein Zug der Natur, und dies Gefallen sprachen die Augen, die Herolde der Seele, und der Sinne, aus; doch dergleichen war nur für das Boudoir. Oeffentlich konnte sie sich nur mit den gefeierten Löwen der Gesellschaft zeigen, wenn sie nicht allen Credit verlieren wollte . . . ein junger, unbekannter Student als ihr Begleiter stellte sie auf ein Niveau mit der Biermamsell, mit der er vielleicht am Tage darauf spazieren fuhr.

Und ihr Herz empfand nichts für ihn. Wie ganz anders war seine leidenschaftliche Gluth! In der Ablehnung Griselda's sah er eine bittere Kränkung, und sein Herz empörte sich in heller Eifersucht gegen seine glücklicheren Nebenbuhler. Er konnte dieser Gefühle nicht Herr werden, und da er nicht den Eindruck eines mürrischen, verdrossenen Wesens machen wollte, so hielt es für das Beste, seinen Besuch abzukürzen. Er empfahl sich mit dem Stachel im Herzen und es bedurfte eines langen Commerses, um diese Kränkung bei ihm etwas in Vergessenheit zu bringen.

„Der arme Mensch," sagte Giulia eintretend. „Die Signora hat ihn jedenfalls schlecht behandelt; er machte einen sehr tristen Eindruck."

„Man mag mich kokett schelten; doch ich kann's nicht ändern. Meine Natur ist nun einmal so, daß

ich mich hineinfühlen kann in jedes fremde Wesen, und daß meine Seele aufgeht bei jeder sympathischen Berührung. Und das verräth sich unwillkürlich. Ich habe die Empfänglichkeit eines Don Juan, aber den Stolz eines Weibes. Und wenn ich die Geständnisse unbewachter Augenblicke corrigire und zurückweise, was mir gefährlich zu werden droht, so nennt man mich kokett und launenhaft."

Wieder klingelte es — und Giulia meldete den Grafen von Fersen an. Der schöne Mann von körperlicher Wohlbildung und feiner Sitte übte stets auf sie einen berauschenden Zauber aus; doch ihr Stolz war um so mehr auf der Wacht, als sie wohl wußte, daß er sie nicht um ihrer selbst willen aufsuchte.

Sie ging ihm mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegen; er begrüßte sie mit freundschaftlicher Wärme.

„Erst seit Kurzem," sagte er, „bin ich wieder in dieser Stadt, und es sind mehrere Wochen verstrichen, seitdem ich bei Ihnen war. Darf ich fragen, ob Sie noch immer keine Nachricht von Betta haben?"

„Keine," erwiderte die Sängerin; „ich habe an eine gemeinschaftliche Freundin geschrieben, welche in letzter Zeit viel mit Betta verkehrt hat . . . aber auch diese konnte mir nur mittheilen, daß sie noch immer vollkommen verschwunden bleibe. Unsere Freundin hatte die Polizei mit Bittgesuchen ermüdet . . . vergebens!"

„Ich weiß dies aus eigener Erfahrung; wieviel Mühe hab' ich mir damals in Rom gegeben, über das unbegreifliche Schicksal Betta's Aufklärung zu erhalten. Doch die römische Polizei ist schläfrig, wenn es sich nicht um Briganti handelt, und so hatten auch alle meine Nachforschungen keinen Erfolg."

„Wäre ich nur in Rom gewesen," versetzte Griselda; „ich hätte doch noch Mittel und Wege ausfindig gemacht; aber ich habe meine Vaterstadt ja seit Jahren verlassen, und in ihren Briefen hat mir Betta Vieles verschwiegen."

„Denken Sie sich meine Bestürzung . . . endlich hatte sie sich dazu verstanden, mir eine Zusammenkunft in einem Hause in Trastevere zu bewilligen, da sie in ihrem eigenen allzu peinlich bewacht wurde; sie machte kein Hehl aus ihrer Liebe zu mir; sie versprach mir zu folgen, wenn sie sich von Verhältnissen, die jetzt auf ihr lasteten, frei gemacht haben würde . . . Näheres konnt' ich nicht erfahren . . . und Tags darauf war sie wie ausgelöscht aus der Reihe der Lebenden. Weder in ihrer Wohnung, noch in jenem Hause in Trastevere wußte man mir irgend eine Auskunft über sie zu geben."

„Und war sie denn melancholisch in letzter Zeit?"

„Nicht mehr als sonst . . . sie hatte immer einen Zug leiser Schwermuth, der ihr entzückend stand: etwas Träumerisches, das sie von den anderen Römerinnen unterschied . . . auch von ihrer Schwester; denn, Signora, diese vielleicht kein Glück bringende Mitgift

der Seele ist Ihnen nicht zu Theil geworden. Sie fühlen sich stolz und frei wie Ihre Landsmänninnen in ihren Carossen auf dem Monte Pincio, die so lebensfreudig die classische Luft der ewigen Roma athmen. Ihre Schwester Betta hat nichts von dieser stolzen Größe; sie war keine cäsarische Gestalt vom Marmor jener unsterblichen Statuen; sie war sanft und lieblich wie die Frauengestalten von Carlo Dolce."

„Sie war nur ein sanftes Mädchen," sagte Griselda, „sie hatte dabei aber etwas Unentschlossenes, fast Willenloses, und ich zweifle daran, daß sie den Muth besaß, sich das Leben zu nehmen. Doch können Sie gar keine Spur finden? Blättern Sie doch einmal das Album Ihrer Erinnerungen durch?"

„O, wie oft hab' ich das gethan," versetzte der Graf. „Zuerst begegnete ich ihr auf dem palatinischen Hügel; sie saß dort allein auf einer Bank . . . es war gegen Abend . . . die Peterskuppel und der Vatikan schwammen im glühenden Licht. Hier war es dunkler und schattiger, in den grünen Anlagen auf den Trümmern der Riesenpaläste . . . sie blickte wie sehnsuchtsvoll iu die lichte Ferne. Ich sprach sie an . . . ihre sanfte Schönheit rührte mich. Sie erwiderte mir freundlich . . . ich hatte von dieser Begegnung einen Eindruck, der sich nicht verlöschen ließ. Ihren Namen wollte sie nicht nennen, doch ich traf sie wieder an derselben Stelle, und immer gewinnender erschien ihr Wesen, ihre Erscheinung. Es war eine reizende Idylle

auf der verschütteten Tragödie; ich durfte ihre Hand drücken; das Lächeln ihrer Lippen, der treuherzige Blick ihrer sanften Augen sagte mir, daß ich ihr Vertrauen gewonnen hatte."

„O, im Vergleich mit Betta," sagte die Sängerin, „war ich stets eine wilde Katze. Doch was hat das arme Kind nun von seiner Milde und Güte? Sie ist gewiß daran zu Grunde gegangen. O, besser Krallen als Sammetpfötchen. Die Welt verlangt's einmal. Und was hat sie Ihnen denn gebeichtet?"

„Sie wohne in der Nähe des Forums; man gönne ihr nur diese halbe Abendstunde, Luft zu schöpfen auf dem palatinischen Hügel; denn sie sei in den Händen eines Mannes, der ihre Familie vom Untergang errettet habe, dem sie Dank schulde und dem sie gehorche um ihres Vaters willen."

„O, ich besinne mich," versetzte Griselda, „es war eine schwere Zeit für meine Eltern eingetreten; sie waren in größte Noth gerathen. Man wandte sich an mich; doch es war damals Ebbe in meiner Casse. Ich hatte meine letzten Einnahmen der Wintersaison in einem Bade verjubelt, wo ich thörichterweise ein Haus machte. Zwei Mäcene, an die ich mich wandte, versagten mir ihre Hilfe; sie waren damals gerade Einer auf den Anderen eifersüchtig . . . ich konnte meinen Vater nicht unterstützen. Später hörte ich, daß ein reicher Wohlthäter es ihm möglich gemacht, sein kleines Anwesen, das schon verkauft werden sollte, zu behalten. Lange

war's ihm freilich nicht beschieden; er starb bald darauf und die Mutter auch. Betta blieb verwaist zurück; seitdem schrieb sie mir nicht mehr; sie hatte es als eine Kränkung empfunden, daß ich, ein weiblicher Krösus in den Augen meiner Familie, es abgelehnt hatte, sie zu unterstützen."

„Ihren eigenen Namen," fuhr der Graf fort, „nannte sie mir nach wiederholter Begegnung; aber den Namen ihres Beschützers verschwieg sie hartnäckig. Es sei schon so viel Gerede darüber, sagte sie mir, es sei ja auch gleichgültig, wie er heiße. Fast schien es mir, als fürchte sie eine feindliche Begegnung zwischen uns Beiden und wolle diese vermeiden. Sie hatte nicht Unrecht; denn so sehr hatte sie schon mein Herz gewonnen, daß ich in jenem geheimnißvollen Wohlthäter meinen Nebenbuhler erblickte. Sie erzählte mir, daß er sie ausbilden lasse, daß sie Stunden habe in Sprachen und Musik und dann fügte sie fast gleichgültig hinzu, er hätte ihr auch seine Liebe gestanden; sie habe sich das gefallen lassen, ihres Vaters eingedenk und sie sei überzeugt, daß er sie heirathen wolle. Doch das sei jetzt Alles anders geworden, seit sie mich gesehen. Diese Worte von Bettas Lippen konnten meine Leidenschaft für sie nur steigern; denn es lag ja so viel, es lag ja Alles in diesem harmlosen Geständniß."

„Und weiter . . .?"

„Ein alter Freund des Vaters," fuhr sie fort, „verwaltet unser Häuschen am Forum. Sein Sohn,

ein resoluter Bursche, ist unser Schutz und Schirm; aber er führt zugleich ein strenges Regiment und ich muß mich fast als seine Gefangene betrachten. Glücklicherweise mildert seine Schwester Angiolina die Härten dieser Behandlung; sie ist meine gute Freundin und er läßt mich bisweilen in ihrer Begleitung ausgehen. Ihr verdanke ich's, wenn ich mich hier in den Anlagen des palatinischen Hügels ergehen kann. Sie bleibt unten am Fuße desselben zurück. Dort hat der junge Lorenzo einen kleinen Kram. Angiolina ist nicht schön, wirklich nicht; sie hat rothe Haare, dicke rothe Augenbrauen, ist etwas schief gewachsen und lahmt auf einem Fuße: doch Lorenzo schwärmt für sie, wie es denn oft sich so wunderbar fügt, daß, was Vielen abstoßend erscheint, doch ein Herz zur Liebe entflammt und so wird auch jene rothe Angiolina wohl noch in den Kram hineinheirathen; sie ist übrigens ein herrliches Mädchen, welches jedes Glück verdient und sie hat das beste Herz von der Welt." So sprach Betta zu mir und ich mußte ihr wohl Recht geben, daß Angiolina innere Vorzüge wenigstens nöthig hat, als sie plötzlich im Gebüsch hinter ihr auftauchte und mir mit ihren rothen entzündeten Hexenaugen einen fragenden, fast feindlichen Blick zuwarf. Sie erklärte Betta, sie habe den Bruder kommen sehen und dürfe sie nicht allein lassen, sonst erhalte sie von ihm und dem Vater Schelte. Das wisse Betta ja am besten. Der Signore möge entschuldigen und einen Weg durch die Anlagen nach der

entgegengesetzten Seite suchen. Betta drückte der Freundin herzlich die Hand und warf mir noch einen wehmüthigen Blick zu; auch ich wußte, daß ich sie hier sobald nicht wiedersehen würde und es waren schwermüthige Gedanken, mit denen ich auf die im Abendlichte flammende Kuppel von St. Peter blickte. Doch ich kannte ja jetzt ihren Namen und meine Phantasie hätte arm an Empfindung sein müssen und meine Börse arm an Geld, wenn ich nicht mit Hülfe derselben in dem bestechlichen Rom ein Wiedersehen hätte ermöglichen können. Ja, Rom ist feil, wenn sich ein Käufer findet — sagte schon Jugurtha und — das heutige Rom ist wenigstens hierin dem alten ähnlich. Zunächst wandte ich mich an die Polizei, um die Adresse des Häuschens am Forum zu erfahren, in welchem Betta Loredano wohnte; ich gab meinen Erkundigungen den nöthigen Nachdruck und man ertheilte mir Auskunft, wenn auch erst nach geraumer Zeit, denn man mußte erst bei dem Districtscommissar die Bücher nachschlagen . . . und auch da war noch Vieles unordentlich und lückenhaft! Freilich konnte ich mich nicht selbst in die Höhle des Löwen wagen, obschon ich das Häuschen öfters von fern umkreiste; aber der grimme Bruder Angiolinas, mit einem echten Brigantengesicht, der jedenfalls den Dolch im Gewande trug, hielt an der Thür Wacht oder ergab sich wenigstens auf der Bank vor dem Hause einem dolce far niente, das er nur gelegentlich durch ein kurzes Morraspiel unterbrach,

wenn ein paar Freunde vorbeigingen. Dennoch gelang es mir, dem Mädchen einen Brief in die Hände zu spielen; ein Polizeibeamter selbst, der unter irgend einem Vorwande eine Haussuchung vornahm, beförderte ihn an seine Adresse. Nicht lange darauf erhielt ich einen Besuch von Angiolina. Ich hatte den Namen meines Rittergutes angenommen und so fand sie mich im Hotel; mir war sehr unbehaglich dabei zu Muthe; doch Betta hatte einmal das Mädchen zu ihrer Vertrauten gemacht und wir bedurften einer Zwischenträgerin, wenn nicht jeder Verkehr zwischen uns aufhören sollte. Angiolina schien mir wie ein hinkender, weiblicher Teufel; dennoch mußte ich diesem Fräulein Satan das Zeugniß ausstellen, daß sie gewandt zu sprechen wußte, aber auch ebenso diplomatisch zu schweigen verstand. Vergeblich suchte ich von ihr Auskunft zu erhalten über den Wohlthäter Bettas; sie erklärte, dies sei ein Geheimniß und sie wisse Geheimnisse zu bewahren. Sie brachte mir einen Brief Bettas, in welchem mir diese bekannte, daß ihre Verhältnisse ihr unerträglich geworden und daß sie den Bann brechen wolle aus Liebe zu mir. Angiolina erwies sich sehr findig in der Ermittelung eines Ortes, wo wir uns sprechen konnten. Ihre ganze Familie hatte früher ein Haus bewohnt jenseits des Tibers, in Trastevere in der Via dei Salami; das Haus stand jetzt leer und unvermiethet; die Straße war einsam. Sie kannte die jetzigen Wirthsleute, die nebenan wohnten; sie werde dafür sorgen, daß uns dort

zu ungestörter Begegnung ein Zimmer bereit gehalten werde. Am nächsten Sonntag Nachmittag um vier Uhr werde sie sich mit Betta dorthin begeben; sie sei aber weder neugierig noch aufdringlich und werde sich auf eine Stunde entfernen und sie dann wieder abholen kommen. Mein Mißtrauen gegen Angiolina schwand immer mehr, als ich sie so sprechen hörte; sie schien mir zuverlässiger zu sein, als ihr Aussehen versprach. Anfangs fuhr sie allerdings wie ein Feuerbrand im Zimmer hin und her, was bei ihrer Lahmheit einen etwas unheimlichen Eindruck machte; ich schob das auf eine gewisse Erregtheit, denn sie hatte mir von Hause aus eingestanden, daß sie selbst bei diesem Abenteuer Gefahr laufe, mindestens die Gefahr, von ihrem Vater und Bruder mißhandelt zu werden; dann aber wurde sie ruhiger, ihre Augen ruhten auf mir, als wolle sie mich prüfen, ob ich ihrer Freundin würdig sei und ihr ein gesichertes Glück verspreche. Ich schenkte Angiolina einen prächtigen Lavaschmuck, den ich aus Neapel nach Rom gebracht und sie hatte an den Armbändern und an der Brosche eine ungeheuchelte Freude, wie ja alle Römerinnen an Schmucksachen ein besonderes Gefallen finden; auch fügte ich ein nicht unansehnliches Geldgeschenk dazu und glaubte so ihres guten Willens sicher zu sein. Wir verabredeten Tag und Stunde, sie gab mir genau die Nummer des Hauses an.

„Was soll ich Ihnen von jener Zusammenkunft berichten in dem stillen Gäßchen von Trastevere? Nur

ein paar Kastanien lauschten und rauschten zum Fenster herein und das Glockengeläute von Santa Cecilia und Santa Maria del Orto summte über unseren Häuptern. Es war die glücklichste Stunde meines Lebens; ich wurde geliebt von einem entzückenden Geschöpf, das nun, aus einem Halbschlummer durch die Liebe wach geküßt, sich mit freudiger Hingebung in meine Arme warf und an meinem Herzen ruhte. So viel Seele lag in ihren Blicken; ihr ganzes Wesen war wie von einem sanften Strahl durchglüht, eigenartig verklärt durch dies erste Erwachen einer bisher ungekannten Leidenschaft. Und ich selbst glaubte noch nie so geliebt worden zu sein; ich war fest entschlossen, dies reizende Mädchen für immer an mich zu fesseln; ich wollte nur noch die nöthigen Vorbereitungen treffen und bei der nächsten Zusammenkunft von diesem Hause aus sie in den Wagen heben, der sie für immer aus Rom entführen und aus dem Zwange ihrer Kerkerhaft erretten sollte. Sie versprach mir auch, dann alle Aufklärung zu geben; die heutige schöne Stunde wolle sie nicht trüben durch die Beschäftigung mit unfreundlichen Verhältnissen, die ihr ja Wochen und Monde ihres Lebens verkümmert hätten. Es war still ringsum, fast beängstigend still; ein in's Zimmer geflatterter Schmetterling stieß seinen Kopf an den Scheiben. Gleichwohl mochten die Nachbarn lauschen; Betta wünschte daher, daß ich allein das Haus verließ . . . sie erwartete jeden Augenblick Angiolina. Um nicht aufzufallen, hatte Betta von

Angiolina das reiche, buntseidene Mieder und das große Busentuch der Frauen von Trastevere geborgt. Mit Kuß und Umarmung schied ich von der Geliebten in seligen Träumen einer schönen Zukunft.

„Es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen; sie war nicht in ihr Wohnhaus in der Via di San Lorenzo zurückgekehrt; auch in jenem Hause in Trastevere war keine Spur mehr von ihr zu finden. Die Nachbarn hatten sie nicht wieder heraustreten sehen und doch behaupteten Einige, die Thür nicht aus den Augen gelassen und stets neugierig beobachtet zu haben. Angiolina selbst kam zu mir ganz außer sich; auch sie hatte Betta nicht wiedergefunden. War keine Spur der Lebenden zu finden, so mußte doch eine Spur der Todten gefunden werden; doch auch diese Aussicht erwies sich trüglich. Eine Untersuchung des Häuschens ergab nichts, was irgend einen Anhalt geboten hätte. Nur entdeckte man, daß das Zimmer, in welchem meine Begegnung mit Betta stattgefunden, durch eine in der Wand versteckte Thür mit einem nach dem Garten hinausgehenden Gemach zusammenhing. Der Garten selbst aber war verschlossen und wie die Nachbarn erklärten, hatten sie den Schlüssel in Gewahrsam und ihn Niemandem gegeben.

„Sie können sich denken, daß ich weder Geld noch Gesuche bei einflußreichen Ministern und den höchsten Staatsbehörden scheute, um die Untersuchung des räthselhaften Vorganges nicht einschlafen zu lassen.

Ich geizte nicht mit Geschenken den Beauftragten gegenüber; doch hatte ich das Gefühl, als ob eine mächtige Gegenwirkung alle meine Bemühungen vereitle, als ob ich zu spät komme überall und als ob die Beamten absichtlich zu spät kämen. Als sie endlich auch das Haus in der Via di San Lorenzo in den Kreis ihrer Nachforschungen zogen, da fanden sie bereits andere Bewohner in demselben; Angiolinas Vater, Bruder und sie selbst hatten Rom verlassen und anderwärts ein Unterkommen gesucht und gefunden. Es war ja begreiflich; mit Bettas Verschwinden war ihr Amt, welches darin bestand, das Mädchen zu bewachen, überflüssig geworden und der geheimnißvolle Beschützer Bettas hatte ihnen irgendwo eine andere Stellung gegeben. Es mußte ein mächtiger Herr sein; doch in das Geheimniß zu dringen, ging über die Kräfte oder den guten Willen der römischen Polizei. Noch ist das Dunkel ungelichtet, das über dem Schicksal Ihrer Schwester schwebt; doch ich habe mir fest vorgenommen, bei meiner Reise nach Italien, die ich nächstens antreten will, noch einmal Alles aufzubieten, um mir Gewißheit darüber zu verschaffen."

Griselda saß in Nachdenken verloren; in stiller Wehmuth dachte sie der Schwester. Auch über jene Vorgänge dachte sie nach und erwog alle Möglichkeiten; ihr Verdacht heftete sich an Angiolina.

„Eine Verbrecherin, eine Mörderin ist sie nicht," versetzte der Graf," möglicherweise aber Mitwisserin eines Geheimnisses und eine Lügnerin."

Das Gespräch wurde jetzt unterbrochen; gespornt und gestiefelt wie immer trat der Banquier Susnich in's Zimmer; die Anwesenheit des Grafen setzte indeß seinem Selbstgefühl einen kleinen Dämpfer auf. Er hatte Respect vor altem Adel; er wußte überdies, daß der Graf nicht zu seinen Nebenbuhlern gehöre, und so hatte sein Respect nicht bloß ein pflichtschuldiges, sondern auch ein freundliches Gepräge. Graf Fersen griff indeß bald nach seinem Hute; er war von den Erinnerungen an seine römischen Erlebnisse allzu lebhaft bewegt, und überdies war ihm der Sportsman wenig sympathisch. Daß Griselda diesen zu begünstigen schien, machte ihm peinlichen Eindruck.

Drunten führte ein Lakai den prächtigen Braunen des Herrn Susnich am Zügel; dieser aber lud Griselda auf den Nachmittag zu einem ihrer gewohnten Spazierritte ein. Er stand mit ihr auf dem Balcon; unten schnaubte und wieherte das schöne Thier. Wie bei den alten Deutschen derjenige König wurde, welchen zuerst das Pferd begrüßte, so hoffte Susnich durch sein Roß zum Herzenskönig zu werden.

„Wie gefällt Ihnen meine Artemisia?" sagte er zu der Sängerin.

Sie gab ihrer Freude über des Thieres Kraft und Feinheit, Grazie und Schönheit lebhaften Ausdruck.

„Sie ist gut geschult und gehorsam dabei und wird auch einer Reiterin willig gehorchen. Ich schenke Ihnen die Artemisia."

Griselda war außer sich vor Freude; sie zog Susnich von dem Balcon in ihr Boudoir und dankte mit Kuß und Umarmung. Einer ihrer Herzenswünsche war erfüllt, und in diesem Augenblicke waren Roß und Reiter ihrem Herzen gleich theuer.

* *
*

Rudolf hatte sich inzwischen mit Eifer wissenschaftlichen Studien ergeben; die Werke der großen deutschen Denker fesselten seinen Geist, und wenn sie auch hier und dort, wie ihm schien, einen Babelsthurmbau von Begriffen aufbauten, der unvollendet bleiben mußte und nur eine allgemeine Sprachenverwirrung zur Folge hatte, so lag doch etwas Hochstrebendes, mächtig Anregendes in diesen riesigen Geistesbauten und für das Ueberschwängliche einer selbstgenügsamen Schwelgerei, die bisweilen mit Taschenspielerkunst endlose Gedankengespinnste aus dem Aermel schüttelte, fand er die Correctur in den Naturwissenschaften, deren Studien er mit Vorliebe betrieb.

In allen diesen Bestrebungen begegnete er sich mit Graf Fersen, der noch dazu die Kenntniß fremder Länder und Völker besaß und eine Begeisterung für die Kunst und das Schöne in allen seinen Gestalten, wodurch auch Rudolfs empfänglicher Sinn mächtig erregt und ihm eine ganz neue Welt erschlossen wurde. Die Beziehungen zwischen Beiden wurden immer inniger, und als Fersen ihm anbot, die Reise nach Italien, die er

in kurzer Zeit antreten wollte, mit ihm zu machen als sein Begleiter, da jubelte er in innerster Seele auf; denn einer seiner Lieblingsträume sollte in Erfüllung gehen. Und er bedurfte dieses Lichtstrahls der Freude; denn es sah düster in seiner Seele aus. Noch hatte er dem Freunde nichts von seiner Liebe bekannt, die sein Herz erfüllte; aber schwermüthige Verzagtheit überwog in letzter Zeit die heimlichen Hoffnungen, die er hegte; konnte Isabella nicht für immer ihm verloren sein, wie sie jetzt stumm in der Ferne weilte, ohne ein Wort der Liebe für ihn? Wie viele Wandlungen bringt die Zeit mit sich; jeder Tag löscht vergangene Stunden aus, und unter langdauerndem Zwang wird oft das wärmste Gefühl erstickt; mindestens tritt eine stumpfe Gleichgültigkeit an seine Stelle. Seine Phantasie war unerschöpflich darin, sich schlimme Möglichkeiten auszumalen, und oft ergab er sich hoffnungsloser Verzweiflung. Noch Etwas trug dazu bei, seine Stimmung zu verdüstern; es war die stille Wehmuth, die aus den Briefen seines lieben Schwesterchens Godwine sprach. Sollte das blühende Pfarrröschen verbleichen, verkümmern? Er sah sie in der Geisblattlaube sitzen, das liebliche Köpfchen auf die Hand gestützt, und hinaussehen über die Hecke nach den grünen Hügeln, in deren Waldversteck das stattliche Wohnhaus der Tesing erborgen lag; sie dachte an Max, und dieser eine Gedanke erfüllte ihr ganzes Sinnen, Trachten und Fühlen. Verdiente es der wilde Bursche, der so achtlos durch's Leben stürmte, daß ein

so feinbesaitetes Herz für ihn schlug? Rudolf hoffte ihn seiner Schwester zurückzuerobern, wenn die Zeit seines Sturmes und Dranges vorüber sei, denn er hielt den Kern seines Wesens für gesund und tüchtig. Max hatte ihm seine Beziehungen zur Sängerin Loredano stets verschwiegen, doch Rudolf erfuhr von dem Grafen Fersen, daß diese Beziehungen bestanden. Eines Tages gingen Beide auf den Waldwegen unter den hohen Eichen nach einer entfernteren im Walde gelegenen Gastwirthschaft. Es war ein größerer Spaziergang, und die Freunde hatten Muße, ihre Gedanken und Empfindungen auszutauschen. Rudolf beschloß, rückhaltlos mit Max zu sprechen.

„Du gehörst ja auch zum Hofstaat der Concert-Primadonna," sagte er.

Max war von dieser Bemerkung unangenehm berührt.

„Du hast mir's meiner Schwester wegen verschwiegen," fuhr Rudolf fort, „doch die Stadt ist nicht groß genug, als daß dergleichen ein Geheimniß bliebe. Sie ist gewiß sehr freundlich, sehr gütig gegen Dich."

„Zweifelst Du daran?"

„Nein, um so weniger, da sie die enthusiastische Jugend braucht, die sich an ihren Triumphwagen spannen läßt. Dir zu Liebe gehn ja auch der Rodensteiner, Kunz von Kaufungen und alle Corpsbrüder in's Concert, wenn die Diva singt, obschon sie sich sonst niemals in diesen der Kunst geweihten Hallen

zeigen, und sie applaudiren mit einer wahren Berserkerwuth, obschon sie die Perlen ihrer Coloraturen und Triller . . ."

„Bitte, mäßige Dich! Wir sind einmal Enthusiasten, und ich bewundere ihr Talent und ihre Fertigkeit."

„Und ihre Schönheit. Echtes Römerblut, Kopf und Büste! Und wenn sie Dich anlächelt, dann ist Dir's, theurer Freund, als ob eine unsterbliche Göttin aus olympischem Gewölke sich dem Staubgeborenen zuneige. Das ist alles Berechnung, mein Freund. Du bist solvent, was den Applaus betrifft, denn da hast Du eine ganze Schaar hinter Dir, und für solche Baarzahlungen stellt ein gütiges Lächeln Dir die gewünschte Quittung aus."

„Du irrst, sie hegt freundschaftliche Gesinnungen gegen mich."

In diesem Augenblicke sprengten ein Reiter und eine Reiterin über den Fahrweg, neben welchem der Waldpfad einherlief. Der schöne Braune war Artemisia, Griselda ritt ihn; daneben auf einem Schecken saß stolz der Cavalier Susnich. Max fand noch gerade Zeit zu einem beeiferten Gruße, der durch ein leichtes Neigen der Reitgerte erwidert wurde.

„Die Begrüßung war nicht gerade freundschaftlich," versetzte Rudolf.

Max schwieg und ließ die Unterlippe hängen, wie er's gewöhnt war in mißmuthiger Stimmung.

„Offen gestanden, lieber Freund, Du spielst keine Helden- und erste Liebhaberrolle bei dieser Dame. Du wirst nur in Gold gefaßt, wenn man Dich braucht; sonst bist Du ein sehr bestaubtes Kleinod, wie Figura zeigt."

In der That war Max eben damit beschäftigt, den Staub abzuschütteln, den die galoppirenden Pferde aufgewühlt und womit sie ihn überschüttet hatten.

„Ihr Cavalier ist dieser Susnich . . . und in seiner Gegenwart weist sie Dir eine sehr untergeordnete Rolle an."

„Er ist eifersüchtig."

„Braucht sie sich darum zu kümmern? Keine Ausflüchte, lieber Freund! Du hast es eben selbst empfunden, daß, was ich spreche, die Wahrheit ist. Ich will nicht aus der Schule schwatzen, aber ich muß Dir doch sagen, daß mir manche Aeußerung dieser Dame zugetragen worden ist."

„Auch über mich?"

„Gerade über Dich! Und weil es mir leid thut, daß Du hier eine Deiner nicht ganz würdige Rolle spielst, muß ich Dir's wiedersagen. In der That sieht sie in Dir einen jungen Menschen, den sie glaubt protegiren zu müssen, weil er in seiner Art Einfluß besitzt. Der Beifall des Concerthabitués ist in der Regel ein sehr laues Lüftchen; sie braucht einen Sturm des Enthusiasmus, wie er aus des pausbäckigen Aeolus Schläuchen hervorschnaubt . . . Ein Studentencorps ist die

beste Windhöhle, aus der solche Stürme losgelassen werden . . . und Du bist der junge Aeolus, der dafür Handgeld bekommt."

„Das hat sie selbst erklärt?"

„Nicht mit diesen Worten; aber sie hat es zart verschämt angedeutet, wenn sie glaubte, sich entschuldigen zu müssen, daß sie mit einem so blutjungen Burschen verkehrt. Sie wird gegen Dich immer herablassend sein, wenn Dritte zugegen sind; unter vier Augen macht sie Dir vielleicht einige Avancen, auf Conto Deiner Claque."

Max war ärgerlich, er wußte nichts zu entgegnen. Sie waren inzwischen bei dem großen, im Walde eingebetteten Wirthshausgarten angekommen; Artemisia und das andere Pferd wurden von dem Hausknecht vor dem Stallgebäude hin und her geführt; im Garten selbst aber saßen im Schatten einer alten knorrigen Eiche im traulichen Gespräch Griselda und Susnich: er über den Tisch gebeugt, sie schien ihm Etwas in's Ohr zu flüstern, und plötzlich laut auflachend, hob er den Kopf in die Höhe, und das vergnügte Grinsen, das über sein breites Gesicht ging, zeigte das volle Behagen, dessen er sich in der Nähe seiner geistreichen und liebenswürdigen Begleiterin erfreute. Max hatte mit Rudolf nicht allzuweit davon Platz genommen; sie saßen hinter einem Orangeriebaum, der in einem großen Treibhauskübel stand, und konnten, ohne gesehen zu werden, durch die Zweige hindurch das Paar in's Auge fassen.

Die Eifersucht Maxens über die Vertraulichkeit zwischen den Beiden und die Auszeichnung, welche die gefeierte Sängerin Herrn Susnich zu Theil werden ließ, hatte den Höhepunkt erreicht. Diese Auszeichnung wurde ja von allen Gästen des Gartens bemerkt. Max konnte nicht länger an sich halten. „Muthig in's Feuer!" Er wollte sich selbst überzeugen, ob ihm nur eine untergeordnete Rolle angewiesen wurde, wenn er sich als Dritter in den Bnnd der Beiden drängte. Rudolf war weit davon entfernt ihm abzurathen; er hoffte auf eine heilsame Krisis und beobachtete die Begegnung genau von seiner Warte aus durch die Zweige des Apfelsinenbaumes. Der Empfang war ein sehr frostiger. Susnichs verdrossene Miene war unverkennbar. Der Eindringling störte seine Cirkel. Und Griselda zeigte eine kühle Herablassung: es wurde ihm zwar ein Stuhl angeboten; doch nahm man weiter keine Notiz von ihm. Die Unterhaltung betraf die Größen des Sports und Turfs. Griselda wußte allen einen Makel anzuheften; um so mehr trat Susnich in volles Licht. Jene Ausstellungen waren ebensoviele Schmeicheleien für ihn, denn sie berührten Fehler, von denen er frei war. Max machte einige Zwischenbemerkungen, die unbeachtet blieben. Darüber gerieth er in Zorn; er fühlte das Bedürfniß sich bemerkbar zu machen, und warf dann ein paar explodirende Geschosse in's Gespräch. Griselda hatte bei aller anscheinenden antiken Ruhe ein heißes Temperament.

„Dann sollten sie sich nicht allzusehr am Sport betheiligen," sagte Max; „der Stallgeruch ist kein Parfüm, der sich für ein elegantes Boudoir eignet."

„Das war vorlaut," versetzte Griselda, die sich durch diese Bemerkung im Innersten verletzt fühlte; denn es war ihr Stolz, auf und mit ihrer Artemisia zu paradiren.

Susnich warf einen verächtlichen Blick auf den jungen Mann, welcher eine Löwin des Tages zu kritisiren wagte. Max aber, in dem der Aerger immer heißer aufkochte, fuhr fort:

„Solche in lange Schleppkleider eingewindelte Reiterinnen können durchaus nicht dem Ideal weiblicher Schönheit entsprechen."

Da konnte sich Griselda nicht mehr beherrschen und machte ihrem Zorne Luft in den verletzenden Worten:

„Und die Herren Studiosen sitzen zu Pferde, wie die Affen auf dem Kameel."

Max sprang vom Stuhle auf wie ein tödtlich Getroffener, der sich krampfhaft aufrichtet; mit einer kurzen Begrüßung, der Aeußerung einer nothgedrungenen Höflichkeit, verließ er die Beiden und kehrte purpurroth zu Rudolf zurück. Dieser suchte ihn zu beruhigen; doch Max war in grenzenloser Aufregung. Seine Liebe war einem eifersüchtigen Haß gewichen; er wünschte der bewunderten Griselda von Herzen alles Böse und sehnte sich nach der Genugthuung, es ihr anthun zu können. Sie hatte ihn auf's Bitterste gekränkt, und nicht bloß

ihn . . . alle seine Freunde. Rasch brach er auf und ging, stumm, nur mit seinen Rachegedanken beschäftigt, auf dem ganzen Rückwege neben Rudolf einher. Dieser freute sich der gewaltsamen Lösung eines Verhältnisses, welches dem Glück seiner Schwester Gefahr drohte; doch er sollte bald einsehen, daß er, ohne es zu wollen, den Teufel ausgetrieben durch Beelzebub, den obersten der Teufel.

Und dieser war allerdings in die Stadt eingerückt, und zwar in Gestalt der schmucken Hexe Suschen, die in einem Bierrestaurant eine Stelle gefunden hatte und das studentische Publicum durch ihre stattliche Erscheinung, ihr herausforderndes Wesen bezauberte. Max hatte von früher ein Anrecht auf ihre Liebenswürdigkeit, und obwohl er sie wegen ihres Besuchs im Park zur Rede gestellt, hatte sie sich doch zu rechtfertigen gewußt und dabei einen so überlegenen Ton angenommen, daß Max, wenn auch nur halb überzeugt, den Rückzug antrat. Vor der schwierigen Aufgabe, auf ein Schänkmädchen eifersüchtig zu sein, war er trotzdem nicht zurückgeschreckt. Suschen machte ihm manchen Kummer, und gerade der riesenhafte Rodensteiner, den er früher, Rudolf gegenüber, als Suschens Galan vorgeschoben hatte, schien sich jetzt allen Ernstes in diese Rolle einzuleben. Die stolze Biermamsell war aber bestimmt, in dem Rachedrama eine Rolle zu spielen, welches die Alemannia gegen die Sängerin insceniren wollte.

Die Entrüstung und Erbitterung war eine allgemeine,

als Max die wegwerfende Aeußerung über die Reiterkünste der Alemannia mitgetheilt und von der schlechten Behandlung erzählt, die ihm die Signora hatte zu Theil werden lassen. Selbst der sanfte Fritz aus der Kreisstadt, den sein kleiner Wechsel kleinlaut machte, da das Selbstvertrauen der Menschen zum größten Theil aus ihrem Geldbeutel herstammt, äußerte die heftigsten Drohungen, so daß Kunz von Kaufungen sich sehr erstaunt zeigte über das kleine Insect, das auf einmal seinen Stachel vorkehrte. Es wurden verschiedene Rachepläne entworfen; zuletzt aber einigte man sich über einen Ritt, den das Corps als Corps der Rache unternehmen sollte unter Anführung von Max und Suschen. Der Letzteren war dabei eine Hauptrolle zugedacht. Sie war von Jugend auf gewöhnt, als wildes Landmädchen Pferde zu tummeln; in aller Eile sollte sie noch ein paar Reitstunden nehmen, um ganz sattelfest zu sein. Dann wollte man sie als Amazone ausstaffiren und zwar in möglichst auffallender Weise. Man kannte die Zeit, wann Susnich und Griselda auszureiten pflegten; das ganze berittene Corps, Max und Suschen an der Spitze, sollte Ihnen Anfangs von ferne folgen; sobald sie aber die Stadt verlassen, sollte das Geschwader sie einholen, in die Mitte nehmen, Suschen mit Max an der Tête reiten und unter Absingen kecker und spöttischer Lieder sollte der Banquier mit seiner Schönen durch die „Affen auf dem Kameel“ escortirt werden. Suschen hatte die Verpflichtung übernommen,

sich so kokett und herausfordernd wie nur möglich zu benehmen und gelegentlich aus einem Bierseidel, das an ihrem Sattel hing, der schönen Griselda zuzutrinken. Max versprach sich von diesem Ritt großes Vergnügen, und freute sich von Hause aus über das erstaunte Gesicht des Geldwechslers Susnich, den man wie die anderen eleganten Philister, „die Häringsbändiger," die sich am edlen Sport erfreuen, mit besonderem Abscheu verfolgte. Suschen war überglücklich über das in Aussicht stehende Reitvergnügen, und daß sie Urlaub von ihrem Wirth erhielt, dafür wollten schon die guten Freunde sorgen.

Rudolf war wenig erbaut von diesem Plane. Den bösen Feind aus der Beletage hatte er in die Flucht geschlagen; nun hatte sich aber ein weit schlimmerer im Souterrain eingenistet. Griselda konnte Godwine nicht mehr gefährlich werden; aber das kecke Suschen drohte das Renommée des Freundes in einer weit bedenklicheren Weise zu compromittiren.

Und so begab es sich auch, wie es beschlossen worden; der Ritt wurde in programmmäßiger Weise ausgeführt. Man war genau unterrichtet über die Stunde und das Ziel des Spazierrittes der Künstlerin und ihres Mäcens — und kaum hatten sie die Stadt verlassen, als eine Staubwolke sie umstäubte und in die Mitte nahm, unter dem Gesang herausfordernder Lieder: Suschen und Max voran, jene als stattliche Amazone, ein Biertönnchen am Gürtel und der gefeierten Schönen

tapfer zutrinkend. Zuletzt wurden die Beiden auf's Aeußerste erregt und erbittert; die Rosse und die wilde Jagd folgte ihnen bis zum Stadtthore nach.

Von den Besuchen, welche Max bei Griselda machte, hatte Godwine nichts erfahren, aber von dem kecken Ritt mit der Biermamsell erfuhr man im stillen Pfarrhaus, und Godwine weinte heiße Thränen in ihrem Kämmerlein; aber auch bis zum Familiensitz der Tesing war die Kunde von dem lärmenden Scandal gedrungen, und der Gutsherr, der für des Sohnes Ausschweifungen bereits beträchtliche Summen hatte zahlen müssen, war aus der lammfrommen Geduld, mit der er sie bisher ertragen, dadurch aufgeschüttelt worden; man sprach zu viel davon in der Nachbarschaft; denn der Studentenstreich war auch in die Zeitungen gekommen, und die nur mit Anfangsbuchstaben kenntlich gemachten Namen wurden durch die geschwätzige Fama ergänzt. Griselda war auf's Tiefste gedemüthigt durch diese Kränkung, welche sie, wie sie wohl wußte, durch ihre hochmüthige Behandlung der Studenten hervorgerufen; am schmerzlichsten berührte es sie, daß sie jetzt ihre Concertclaque verloren hatte. Und wie, wenn sich die Feindseligkeit der Studenten auch gegen ihre künstlerischen Leistungen wendete und sie Gefahr liefe, bei ihrem nächsten Concert ausgezischt zu werden? In der That war dieser Vorschlag von einzelnen Mitgliedern des Corps Alemannia gemacht, aber von Max und den Senioren als unwürdig abgelehnt worden: man wollte nicht die Kunst

selbst verantwortlich machen für den Uebermuth der Künstlerin, sondern sich mit einem heiteren Studentenscherz begnügen. Doch die Ausritte sollten der Diva ein- für allemal verleidet werden: die Affen auf dem Kameel wollten sich stets zu lärmender Gefolgschaft einfinden. Griselda aber konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, ein so schönes feuriges Thier wie die Artemisia im Stalle stehen zu lassen. Sie wußte, daß Susnich bei den Studenten besonders verhaßt war: sie sah sich nach einem anderen Begleiter um. Da war ja Lieutenant von Reidnitz, aber sie klopfte vergeblich bei diesem an. Der Offizier hatte durchaus keine Lust, in einen Studentenscandal verwickelt zu werden. So blieb ihr nur noch Susnich übrig, welcher sich wieder ein Herz gefaßt hatte und es auf einen nochmaligen Versuch ankommen lassen wollte. Man hielt die Stunde des Ausrittes so geheim wie möglich: doch der Reitknecht war im Solde der Studenten, und wenn sie diesmal auch nicht vom Stadtthor ab der Reiterin das Geleit geben konnten, so sattelten sie doch so rasch wie möglich ihre Rosse und ritten den Beiden nach, um sie wenigstens bei der Rückkehr in die Stadt escortiren zu können. Suschen bedurfte keines Urlaubs mehr: sie war stellenlos geworden. Der Wirth hatte ihr kündigen müssen. Das verlangten all' die ehrbaren Herren, die in seinem Local verkehrten, doch er that es mit schwerem Herzen: er wußte, daß er dadurch seine ganze Studentenkundschaft einbüßte.

Susnich wie Griselda hielten sich schon geborgen, als sie behaglich in der Waldrestauration beisammensaßen; doch bei der Rückkehr hing sich wieder die wilde Jagd an ihre Fersen. Da ertönten allerlei lustige Lieder, auch spöttisch umgedichtete und modulirte Fibelverse wurden gesungen:

Der Affe gar possirlich ist,
Zumal wenn sie vom Apfel ißt.

Suschen war besonders übermüthig, denn die Ferien thaten ihr wohl, sie lebte auf Corpskosten, ganz wie Nero; sie drängte ihren Brauerschimmel dicht an die Artemisia heran und trank der Reiterin häufig zu, wobei sie einige Toaste declamirte, welche der Rodensteiner zu diesem Zwecke verfaßt hatte. Max selbst, dem die Wiederholung des „Racherittes" nicht genehm war, da er im Herzen schon Reue empfand, war nichtsdestoweniger von Suschens Keckheit entzückt, und als er sie vom Pferde herabhob, schloß er sie in seine Arme.

Diese Scene, die sich vor dem Kneiplocal der Studenten abspielte, hatte indes einen unwillkommenen Zeugen. Kaum hatte Max sich von Suschen freigemacht, als ein Schlag auf die Schulter ihm die Nähe eines guten Bekannten ankündigte. Er drehte sich um und blickte in das Antlitz seines Vaters, welcher sich seine Begleitung ausbat, da er mit ihm zu sprechen wünsche. Die Mienen des Alten sahen nicht gerade glückverkündend aus, und Suschen, die in der Nähe stand, schielte mißvergnügt hinüber: sie fürchtete mit

Recht, daß Max, ihr liebster Kamerad, ihr heute entführt werden würde. Nicht minder mißtrauisch blickten die Studenten auf den Vater. Denn die Väterrollen waren kein sonderlich beliebtes Fach ... es waren die einzigen Philister, vor denen man Respect haben mußte, und das war immer schwer übers Herz zu bringen. Außerdem wirkten die Väter oft in unangenehmen Träumen mit; nicht alle waren sie geneigt, das bekannte biblische Kalb zu schlachten, wenn der verlorene Sohn wieder in das Vaterhaus zurückkehrte.

Der alte Tesing faßte seinen Sohn energisch beim Arme und zog ihn in das benachbarte Hotel. Er war ein nachsichtiger Vater gewesen; er hatte sich über manche Heldenthat seines Sohnes gefreut; um so heftiger war der Rückschlag, der jetzt eintrat. Der tolle Ritt an Suschens Seite und die Vertraulichkeiten auf offener Straße hatten dem Faß den Boden ausgeschlagen. Die Unterredung zwischen Vater und Sohn währte lange und nahm einen sehr ernsten Charakter an. Das Resultat war, daß Max die Universität verlassen und sich nach England begeben sollte, um dort landwirthschaftliche Studien zu machen. Sein Protest nützte ihm nichts, und da er als hülfloser Sohn ganz vom väterlichen Geldbeutel abhängig war, mußte er sich fügen. So schwer ihm der Abschied von dem lustigen Studentenleben wurde: in diesem Augenblick hatte es doch etwas Tröstliches für ihn, daß er der Universität den Rücken kehren durfte. Es wäre ihm peinlich gewesen, Griselda

zu begegnen; er fühlte einen nagenden Schmerz, daß er sich hatte dazu fortreißen lassen, das schöne Weib so bitter zu kränken; sein Benehmen erschien ihm auf einmal knabenhaft und am liebsten wäre er sich selbst aus dem Wege gegangen. Nur von Suschen sich zu trennen, fiel ihm jetzt schwer; er hatte sich in das hübsche flotte Mädchen verliebt und war ihrer Gunst ganz sicher.

Doch auch dieser Abschied sollte ihm erleichtert werden. Max besuchte Rudolf und weihte ihn in alle Empfindungen ein, die ihn jetzt bestürmten, als er für immer der schönen Universitätsstadt Lebewohl sagen sollte. Als er auf Suschen zu sprechen kam, meinte Rudolf, er solle sich trösten, Suschen sei ihm nicht treu. Und als Max darüber auffuhr und Beweise verlangte, erzählte Rudolf, wie er sie allein mit dem Rodensteiner lange nach Mitternacht in einem Nachtcafé getroffen, wo sie in einem Winkel im traulichen Gespräch zusammensaßen. Max stieß einen Kernfluch aus; doch konnte er sich nicht verhehlen, daß er selbst allerlei bemerkt, was ihm den Rodensteiner als Nebenbuhler verdächtig machen mußte. Er wollte vor seiner Abreise Suschen noch einmal zur Rede stellen und zwar nicht mit gelinden Worten; doch Rudolf stellte ihm vor, wie thöricht es sei, mit einem solchen Mädchen eine Eifersuchtstragödie zu spielen; er solle sie ruhig ihrem Schicksal überlassen.

Alle diese Vorstellungen hatten wenigstens zur

Folge, daß Max sich mit mehr Resignation von seinen Liebesabenteuern losriß und Suschen neben Griselda in der Erbgruft seiner Erinnerungen begrub. Um so behafter trat jetzt Godwinens Bild vor seine Phantasie; er bat Rudolf, sie herzlich von ihm zu grüßen; er bekannte, daß er sich jetzt ihrer nicht würdig fühle, nicht persönlich Abschied von ihr nehmen werde. Doch er hoffe sie wiederzusehen, wenn er von England aus sein Vaterhaus besuche. Max befand sich in einer kleinlauten, zerknirschten Stimmung . . . nichts vermochte ihn daraus zu erheben, als die Erinnerung an das liebliche Mädchen, das ihm ihr Herz geschenkt und dessen Liebe er mit Niemandem in der Welt zu theilen brauchte. Auch Rudolf schöpfte frohe Hoffnungen für die Zukunft. Die beiden Sodomsäpfel, die den Freund mit trüglichem Glanz gelockt, waren in Asche zerstoben: er war überzeugt, Max werde sich aus seinen Verirrungen herausarbeiten und den gediegenen Kern seines Charakters weiter ausbilden.

Auch er selbst verließ in den nächsten Tagen die Universitätsstadt als Reisebegleiter des Grafen Fersen. Er schrieb es seinem Vater und deutete zugleich an, daß diese Reise vielleicht eine Wendung in seinen Studien und seinem ganzen Leben mit sich bringen dürfte; er wußte, daß er dem Vater ein tiefes Weh bereite, wenn er einen anderen Beruf erwählte: doch er wollte ihn darauf vorbereiten; das entscheidende Wort mußte früher oder später doch gesprochen werden.

Die Reise ging nach Italien: alle goldenen Schätze der Kunst und Natur winkten ihm entgegen; er ahnte den geistigen Reichthum, der sich ihm erschließen würde . . . und vor Allem . . . es war ja das Heimatland seiner Isabella.

*
* *

„Sechs Blatt!"
„Sieben Blatt!"
„Einen Fünfzehner vom König!"
„Einen Fünfzehner vom Aß!"
„Vierzehn Buben!"
„Vierzehn Damen!"

und dazu einige italienische Kernflüche des mit seinen Karten unzufriedenen Commendatore . . . nichts Neues unter der Sonne! Doch spielten die beiden Herren diesmal ihr Piquet nicht im deutschen Schlosse des Grafen del Vercone, sondern in seiner Villa in Rom, welche am Pincio lag mit der Aussicht auf die vielgethürmte kuppelreiche Weltstadt.

Doch das Zimmer, in welchem der Graf mit seinem Hausgenossen am Kartentisch saß, war wiederum eng verschlossen; ein fast erstickender Blumenduft erregte dem Grafen Beklemmungen aber kein Fenster durfte geöffnet werden, so lange der Commendatore darin weilte.

Erst seit wenigen Tagen war der Graf mit Isabella von der Reise nach Paris und London in seine

römische Villa zurückgekehrt; er hatte alsbald dem Comthur davon Nachricht gegeben, der sich inzwischen auf dem schlesischen Schlosse aufgehalten und dort den Herrn gespielt hatte. Sogleich war auch dieser nach Rom gekommen und hatte sich in der eleganten Villa häuslich eingerichtet; natürlich waren es die schönsten Zimmer, die er mit Beschlag belegte. „Machen wir eine kleine Pause," sagte der Commendatore, „und erzähle mir von Deiner Reise."

„Ich habe Dir ja schon von den Eindrücken gesprochen, welche das düstere, aber großartige London und das schöne Paris auf mich gemacht. Die jetzige Bevölkerung sieht aus, als ob sie gar nicht dorthin gehörte: lauter Sumpfpflanzen am Fuße der Pyramiden einer großen Vergangenheit. Die Franzosen brauchen etwas Brillantes, was die Augen auf sich zieht, irgend einen großen Namen. Und ist nichts dergleichen vorhanden, so stopfen sie sich irgend eine Puppe aus und behängen sie mit einem aus den Gräben der großen Männer geraubten Brillantschmuck. Ueberhaupt kann ich mir eine französische Republik nicht ohne die Guillotine denken. Ohne diese Unterhaltung wird sie den Franzosen selbst langweilig."

„Deine Bemerkungen sind mir sehr schätzbar," versetzte der Comthur, „doch eigentlich wollte ich von Dir erfahren, welche Eindrücke diese Reise auf Isabella gemacht und davon hast Du mir noch nicht gesprochen."

„Isabella hat mich in ihre Empfindungen nicht eingeweiht.“

„Man beobachtet aber doch . . . und ein Vater hat, wo es die Tochter gilt, jedenfalls einen scharfen Blick.“

„Isabella hat einen offenen Sinn für alles Große und Schöne; die Herrlichkeiten der Hauptstädte, ihre Bauten und Kunstwerke, fesseln sie; oft blitzte es in ihren Augen auf von warmer Theilnahme; doch das lag Alles wie unter einem Schleier. Oft überraschte ich sie, wie sie die Thränen zu verbergen suchte.“

„Das thörichte Mädchen . . . so denkt sie noch immer an den Romeo des chinesischen Häuschens?“

„Mir scheint, als ob sie oft ein Gefühl von Wehmuth übermannte, daß sie all' das Herrliche allein schauen mußte, ohne daß er an ihrer Seite stand.“

Der Comthur fuhr sich mit der Hand über die Glatze und pfiff mißvergnügt ein Spottlied vor sich hin.

„Die jungen Mädchen sind reizende Geschöpfe; aber der Himmel straft sie dafür mit Albernheit. Eine Comtesse del Vercone und ein künftiger Landpfarrer . . . welch' ein querköpfiger Gedanke! Hat sie nie mit ihm correspondirt?“

„Nie! Sie war hierin eine gehorsame Tochter.“

„Die zu gehorsamen Töchter sind gefährlich . . . sie haben oft einen Hinterhalt.“

„Fräulein Salviati bürgt mir dafür, daß Isabella während der ganzen Reise keinen Brief geschrieben hat.

Und wäre das auch der Fall gewesen . . . eine Antwort hätte sie nie erhalten können, denn ich ließ sie stets im Unklaren über unsere nächsten Reiseziele."

„Man müßte diesen jungen Mann irgendwo aus dem Sattel heben. Da ist in der Universitätsstadt die Sängerin Griselda Loredano . . . die Schwester . . . Du weißt . . ." Der Graf wurde blaß und fuhr zusammen.

„Ich habe da noch ein kleines Anhängsel von früher die Zofe Giulia . . . sie schrieb mir bisweilen, als ich auf Deinem Schlosse wohnte und erzählte mir in ihrem letzten Briefe von einem Studenten, aus der Nähe Deines Besitzthumes, der ein eifriger Verehrer der Sängerin sei. Nun, wenn das nicht Rudolf ist, so kann er es doch sein und ich werde Giulia näher angeben, wie sie einen Brief an mich abfassen soll, den ich Isabella vorzeigen kann . . . das Mädchen ist von einer beneidenswerthen Gewissenlosigkeit."

„Doch es ist mir peinlich," versetzte der Graf, „daß Du diese Sängerin, welche den Namen Loredano trägt . . ."

„Wenn Du so empfindlich bist, hättest Du überhaupt nicht nach Rom kommen sollen; hier erinnert Dich doch' zu Vieles an die Vergangenheit, der Du zu entgehen wünschest . . . und neben den Gespenstern aus alter Zeit wandelt auch das Gespenst von Trastevere."

Der Graf stand auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Man muß sich hier bessere Nerven anschaffen," sagte der Comthur, indem ein geringschätziges Lächeln um seine Lippen schwebte; hier in der Stadt und im Lande der Briganti darf die Erinnerung an einen blutigen Dolch nicht schrecken. Freilich, ich verdanke dieser Erinnerung Deine unwandelbare Freundschaft, die ich nächstens von Neuem auf die Probe stellen werde."

Der Graf unterbrach seinen Spaziergang und sah mit einem fragenden Blick auf den Comthur, der keine Miene seines starren Gesichtes verzog und mit großer Gelassenheit den Bleistift spitzte, mit dem er das Conto des Piquetspieles niederschrieb. Was konnte dieser noch von ihm verlangen? Hatte er sich nicht bei ihm eingenistet als der wahre Herr, dessen Wünschen sogleich willfahrt werden mußte, hatte er nicht Hab und Gut des Grafen gleichsam mit Beschlag belegt?

„Ich mache jetzt noch nicht mein Testament," sagte dieser mit gereiztem Ton.

„Darum handelt es sich keineswegs," versetzte der Comthur; „ich weiß sehr wohl, der Graf del Vercone hat gesunde Nerven und wird lange leben, wenigstens wenn die römische Justiz die Binde vor den Augen trägt."

Die letzten Worte sprach er mit einem schneidenden Hohne und seine kalten Augen hatten ein unheimliches

Leuchten. Der Graf schlug sich mit der Hand vor die Stirne, ballte die Faust und verließ das Zimmer.

„Spielschulden sind Ehrenschulden," sagte der Comthur zu sich selbst, mit dem Bleistift die ausgerechnete Summe niederschreibend; er schuldet mir 50 Lire im heutigen Spiel. Unser anderes Conto aber ist nicht so leicht geregelt; unter das Debet wird sobald kein Strich gezogen werden."

Er stand auf und klingelte; ein Diener, der ausschließlich zu seiner Verfügung stand, trat ein.

„Wo ist die Comtesse?"

„Im Salon," versetzte jener.

„Sind die Fenster geschlossen?"

„Zu befehlen; aber die Thüren nach der Veranda stehen offen."

„Ich begebe mich dorthin durch die anderen Zimmer. Schließ' diese Thüren sofort, wenn ich eingetreten bin."

Er sah sein Bild im Spiegel nicht ohne Wohlgefallen. Den Weibern imponirt solche eiserne Maske; waren diese anscheinend starren Züge nicht der Ausdruck fester Männlichkeit? Sie hatten ja den Schnitt der Imperatoren und die Glatze mochte an den Weltbesieger Cäsar erinnern. Wenn sie auch kein Lorbeerkranz zudeckte, so doch vielleicht die Rosen der Liebe. Nur einen Defect mußte er sich eingestehen: seine Augen hatten nicht das sieghafte Leuchten, den großen, freien Blick, der die Herzen gewinnt; sie waren kalt, und nur bisweilen flammten sie in einem unstäten Glanze.

Isabella saß, mit einer Stickerei beschäftigt, in dem prächtigen Salon der Villa. Der Blick ging auf die Fächerpalmen und Lorbeerbäume des Monte Pincio; man hörte die Musik aus den Bosquets hervortönen und das Rollen der Carrossen zum abendlichen Corso.

Wie heftig sie auch die lange Zeit hindurch die Sehnsucht nach dem Geliebten bewegt hatte: es war kein zehrender Schmerz, der ihre Schönheit verkümmern konnte; denn sie hatte ja einen Talisman, der dagegen schützte; die Hoffnung; diese trug sie unerschütterlich in ihrem Herzen. Und so leuchtete aus ihren dunklen tiefen Augen freudige Zuversicht; ihre schöne Gestalt hatte an Fülle gewonnen, ohne ihre Schlankheit und Grazie einzubüßen.

Ueber den Stickrahmen gebeugt, bemerkte sie nicht das Eintreten des Comthurs; gleichzeitig schlossen sich von außen die Thüren der Veranda, welche dem profanen Luftzuge bisher Zutritt gestattet. Der Comthur hatte sich leise genähert, und als sie aufsah und ihre Blicke auf ihn fielen, lag etwas wie Angst nnd Beunruhigung in ihrem Wesen.

Erst seit einigen Tagen war der Freund des Vaters in Rom; aber sein Benehmen ihr gegenüber war ein gänzlich anderes geworden. Er suchte sie auf und wußte es so einzurichten, daß er allein mit ihr zusammen traf, wenn Fräulein Salviati anderwärts beschäftigt oder ausgegangen war. Es lag etwas Freundliches, aber Aufdringliches in seiner Annäherung,

während er früher dem Mädchen mit gemessener Zurückhaltung und der Schaustellung einer gewissen geistigen Ueberlegenheit begegnet war.

Immer noch empfand sie in seiner Nähe denselben Schauder, wie damals, als sein Todtenkopf aus der Thüre des chinesischen Häuschens herausblickte, während sie an Rudolfs Seite stand. Wenn früher der Comthur in Wahrheit ein steinerner Gast war und nur selten und mit knapper Beisteuer sich an den Gesprächen betheiligt hatte, so kehrte er jetzt den gewiegten Salonmann heraus und suchte eine Unterhaltung mit Esprit einzuleiten und durchzuführen. Er setzte sich, ohne eine Einladung dazu abzuwarten, neben Isabella auf einen Schaukelstuhl und begann, sich lässig hin und her wiegend, von Franzosen und Engländern, von Paris und London mit weltmännischer Kenntniß zu sprechen.

„Es gefällt Ihnen in Rom?" fragte er dann kurz.

„Ich wäre keine Italienerin, wenn ich mich nicht in der alten Hauptstadt der Welt mit freudigem Stolze heimisch fühlte. Und dennoch fehlt mir Etwas hier . . . ich kann's nicht nennen . . . mir ist, als rauschten die Bäume in Deutschland mächtiger, vollstimmiger, als zeichneten sich die blauen Berge der Ferne dort sanfter, duftiger am Horizont. Dort kennt man die Sehnsucht, und dies Gefühl ist meinem Herzen nicht fremd."

Sie sprach dies mehr nur zu sich selbst; um die dünnen Lippen des Comthurs schwebte ein überlegenes Lächeln.

„Ich begreife das,“ versetzte er, „und es sind nicht immer die blauen Berge, nach denen man sich sehnt. Hier in Italien ist man gesünder . . . und ich rathe Ihnen, Comtesse, diese deutschen Schwärmereien zu lassen; das ist für deutsche Mädchen, die sind danach erzogen; eine Italienerin schwärmt nicht in's Blaue, sie sucht ihr Leben sich schön zu gestalten, und die Liebe ist nur ein Mittel dazu.“

„Kann die Liebe ein Mittel sein?“ sagte Isabella, „sie ist der höchste Zweck des Lebens.“

„Gewiß . . . in den Tagen der Verzückung . . . Ich kann dies nachfühlen, ja ich fühl' es oft selbst . . . in berauschender Nähe. Liebe hat eine grausame Allmacht, sie kann zum Verbrechen führen.“

Isabella warf einen fragenden Blick auf den Comthur; er sagte dies Alles fast tonlos, vor sich hinträumend.

„Liebe hat die Kraft zu verjüngen; sie ist ja ewige Jugend, wie die Dichtung des Petrarca, Tasso und Ariosto, die von ihr singen, niemals altern kann; aber dann muß sie Aug' in Aug' dem frischen glühenden Leben sehn! Fieberträume und Sehnsucht gehören der Krankheit des Herzens an; Vergangenes immer wachzurufen, heißt Leichen galvanisiren.“

„Doch wenn die Vergangenheit jeden Augenblick zur Gegenwart werden kann?“

„Wer bürgt mir dafür?“ sagte der Comthur sich räuspernd und mit seinen Orden spielend . . . es

war das Zeichen, daß ihn Etwas unangenehm berührte.

„Unser Glaube . . . unsere Zuversicht!“

„Ich kenne den dunkeln Lockenkopf, um welchen Sie einen Heiligenschein legen . . . der ist nicht für Sie bestimmt! Diese empfänglichen deutschen Gemüther . . . heute schwärmt er für Sie, morgen für eine Andere . . . ich kenne das! Ja mehr, ich weiß es!“

„Sie wissen?“ fragte Isabella aufgeregt; „Sie haben Nachrichten von ihm?“

„Ein Diplomat weiß Alles! Wir haben überall unsere Verbindungen. Der junge Mann liebt das Italienische; seine Liebe schweift umher im Lande, wo die Citronen blüh'n, wie der deutsche Dichter singt. Nach der Comteß die Sängerin.“

„Unmöglich . . . das kann nicht wahr sein!“

„Wahrheit gilt ja jetzt für die beste Diplomatie: ich werde Beweise bringen.“

Isabella hörte diese Worte, die wie ein schneidendes Messer nach ihrem Herzen zuckten; sie ergriff ein seltsam banges Gefühl, ein Schauder vor der unheimlichen Allwissenheit dieses steinernen Comthurs; doch krampfhaft hielt sie an ihrem unerschütterlichen Glauben fest und drückte die Hand auf das klopfende Herz; die Stickerei war ihr längst entglitten. Da flog's wie ein Feuerschein um die starren Züge des Comthurs, es zuckte um seine Mundwinkel; Alles regte und bewegte sich; ihr war zu Muthe, als sähe sie eine Fledermaus,

die bisher verhüllt im Winkel hing, auf einmal ihre Flughaut ausspannen.

„Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen, Comtesse! Begraben Sie Ihre thörichte Hoffnung! Niemals würde Ihr Vater seine Einwilligung geben zu einer Verbindung mit dem jungen Manne; selbst wenn so leichtfertige Jugend nachhaltig die Treue wahrte. Der Mann sei des Weibes Stütze . . . wählen Sie einen Mann, der das vermag, der die Welt und das Leben kennt.“

Isabella sprang unwillkürlich von ihrem Sitze auf.

„Ja, Comteß, Ihre Schönheit, Ihr Geist, Ihre Liebenswürdigkeit haben tiefen Eindruck auf mich gemacht; jugendlich schlagen wieder meine Pulse; ich liebe Sie, ich fühl's, ich werde Sie glücklich machen.“

Ein innerliches Erzittern erfaßte das Mädchen; es war, als ob auf einmal eine gespenstige Beleuchtung sich über ihr ganzes Leben ausbreite.

„Ich liebe Sie; ich hoffe, Sie werden Ihr Glück vertrauensvoll in meine Hand legen.“

Die kalten Augen des Comthurs funkelten; das Mädchen stand unter ihrem Banne und wagte kaum, die Worte auszusprechen, die ihr auf der Lippe schwebten . . . doch lag in ihrem ganzen Wesen eine so entschiedene Ablehnung, daß die Brauen des Comthurs sich zusammenzogen und er schon dem ungesprochenen Worte grollte.

„Sie vergessen, daß mein Herz einem Anderen gehört," sagte Isabella."

„Das ist ein schöner Irrthum Ihres Herzens ... begraben Sie diese Liebe!"

„Nimmer," versetzte das Mädchen jetzt mit Entschlossenheit.

„Und meine Liebe gilt Ihnen nichts?"

„Ich finde keinen Platz für sie in meinem Herzen."

Der Comthur wollte aufbrausen; doch er beherrschte sich und ging im Saale auf und ab. „Und wenn der Andere diesen Platz räumen muß, weil er schnöden Verrath geübt?"

„Dann bleibt diese Stätte der Trauer geweiht um ein verlorenes Glück; und auch dann ist sie jedem Dritten verschlossen."

„Isabella," sagte der Comthur, „denken Sie nicht gering von meiner Liebe. Es ist die Liebe eines Mannes der noch einmal an Lebensglück glaubt, noch einmal, nach bitteren Erfahrungen ... und solcher Glaube macht fanatisch. Es ist ein Unglück für mich und für Sie, wenn Sie ihn täuschen. Hab' ich einmal die Schönheit gesehen, die mich entzückt, so streb' ich nach ihrem Besitze um jeden Preis. Ich bin ein hartnäckiger Mann, und ich habe stets meinen Willen durchgesetzt ... er ist eisern."

Da brach das Mädchen in krampfhaftes Weinen aus; sie fühlte, wie die eiserne Faust dieses wortkargen

Sonderlings sich auf ihr Leben legte; sie erschrak vor dem vulcanischen Ausbruch dieses verkrusteten Herzens; sie sah vor sich Wochen, Monate, Jahre eines grausamen Märtyrerthums, welches dieser erbitterte Feind über sie verhängen würde . . . und ihr stolzer, fester Sinn wurde überwältigt von dem ganzen Elend, das über sie hereinbrach.

„Ich bin ritterlich genug," sagte der Comthur, „mich erst an die Tochter zu wenden. Ich habe noch nicht mit Ihrem Vater gesprochen; doch seine Einwilligung ist mir sicher, ja noch mehr, er wird sein gebieterisches Wort in die Wagschale legen, seine Tochter zwingen. Er muß es wohl . . . meine Hand sichert ihr eine Stellung in der Welt . . . und was thut ein Vater nicht für das Glück seines Kindes!"

Jetzt hielt sich Isabella nicht mehr, unaufhaltsam brach hervor, was ihr Herz seit lange bedrückte. Sie begann unter Schluchzen, aber allmählich gewann Entrüstung und Zorn den Sieg über die Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Mein armer guter Vater! Ja, er wird seine Einwilligung geben, doch gewiß mit schwerem Herzen . . . er leidet wie ich, wie wir Alle! Ja, ich sag' es frei und offen: wie sollt' ich Liebe zu Ihnen empfinden, da ich seit lange ein Gefühl dumpfen Grolles gegen Sie im Herzen trage. Sie sind der Tyrann unseres Hauses: Sie haben den Vater und mich auf Reisen

geschickt, mich in die Verbannung gejagt, als mein Herz eine Heimstätte gefunden."

„Weisliche Fürsorge . . . das geschah zu Ihrem Glück!" warf der Comthur ein, sichtlich überrascht von Isabellas auflammendem Zorn.

„Ich weiß es nicht, was Ihnen die Macht giebt über meinen Vater . . . es ist ein Geheimniß, das ich nicht zu enthüllen vermag. Doch auf den Knieen möcht' ich ihn flehen, sich aufzuraffen, das Joch abzuschütteln, das er trägt, komme was mag; denn es kann kaum Schlimmeres kommen. Und jetzt strecken Sie die Hand nach mir aus, die schwere Hand, die auf uns Allen ruht . . . die gespenstige Hand, die mit unheimlicher Drohung in unser Leben greift. Sie werden meinen Vater zwingen . . . ich fürcht' es . . . ich weiß es . . . aber mich zwingen Sie niemals: mein Stolz setzt sich zur Wehr; meine Ehre verbietet mir, mein Herz ohne Liebe hinzugeben . . ."

„Auch dem Vater zu gehorchen?"

„Auch das!"

„Auch sich für den Vater zu opfern?"

„Ich verstehe nicht, was diese Worte bedeuten; doch ich wiederhole, die Macht, die Sie hier im Hause ausüben, ist eine unheilvolle und kann nicht Liebe erwecken nur Haß. Ich vermag den Bann nicht zu brechen, aber ich trotze ihm; ich bestehe fest auf meinem Willen und gegen Gewaltthaten schützt das Gesetz dieses Landes."

Damit verbeugte sich Isabella stolz und kalt und verließ den Saal; der Comthur saß mit zusammengekniffenen Lippen, eine Falte auf der sonst so glatten Stirn; bald aber nahmen seine Züge wieder den gleichgültigen Ausdruck an, der ihnen eigen war; er erhob sich und trat dann in das Zimmer des Grafen del Bercone. Dieser legte einen französischen Roman von Zola bei Seite, verdrossen über die Störung, und sagte, sich umsehend:

„Es ist glücklicher Weise keine Zugluft hier. Setze Dich! Hast Du Sehnsucht nach einer Partie Piquet?"

„Diesmal nicht, es handelt sich um etwas Anderes."

„Hast Du irgend einen Wunsch?"

„Einen sehr lebhaften . . . ich will Dir noch näher treten als jetzt."

„Noch näher?"

„Ich liebe Deine Tochter Isabella und bitte Dich um ihre Hand."

„Unmöglich," rief der Graf vom Stuhl aufspringend.

„Du hörst ja, ich bitte . . . und Unmögliches seh' ich in dieser Bitte nicht."

„Ich kenne Deine Bitten," versetzte der Graf zornglühend. „Hinter jeder seh' ich die geballte Faust, die zum Schlage bereit ist."

„Warum sträubst Du Dich dagegen, wenn wir das enge Freundschaftsband noch enger schließen?"

„Freundschaft," versetzte der Graf hohnlachend, „die mochte uns früher verbinden . . . das Band, das

mich jetzt an Dich fesselt, hat einen anderen Namen."

„Nenne es, wie Du willst . . . doch gewähre meine Bitte."

„Höre mich," sagte del Vercone, einen vertraulicheren Ton anschlagend, „folge nicht einer Laune, einer Stimmung, die Dich im Augenblick beherrscht!"

„Es ist nicht Laune, nicht Stimmung, es ist Leidenschaft!"

„Ich rathe Dir, ich warne Dich! Ein Mann wie Du, und ein junges Mädchen, das noch dazu eine andere Neigung im Herzen trägt . . ."

„Die läßt sich ausrotten . . . ein Mann wie ich . . . und welch' ein Mann bin ich denn? Bin ich ein Ausgestoßener, ein Paria oder ein Greis, der dem Grabe nah ist?"

„Die Liebe kann bei Dir nur ein vorübergehender Rausch sein. Dauernde Liebe entstammt dem Herzen — und Du hast kein Herz! Du bist einmal ohne Herz zur Welt gekommen. Wenn's solche Mißwunder gäbe, Du könntest Dich sehen lassen."

Der Comthur lächelte überlegen, ohne zu widersprechen.

„Ich will Dich damit nicht herabsetzen. Die großen Männer haben Alle kein Herz gehabt, und wenn man durch diesen Mangel auch kein großer Mann wird, so hat man Etwas mit den Unsterblichen gemein. Du bist ein kalter Egoist, ja ich will mehr sagen, ein eingeteufelter Egoist."

„Laß nur den Teufel aus dem Spiel," sagte der Comthur, „er ist heutzutage überall und am wenigsten da zu fürchten, wo er seinen Pferdefuß offen zur Schau stellt."

„Ein Mann wie Du . . . mag auch einmal eine Leidenschaft sich seiner bemächtigen, erkauft sein Glück zu theuer mit der dauernden Last der Ehe. Du übernimmst Verpflichtungen . . . und das ist Deine Sache nicht. Du hast Lebensgewohnheiten, welche die Ehe ausschließen; soll sich Deine Frau mit Dir in der Sänfte tragen lassen, im stets verschlossenen Wagen mit Dir sitzen? Und dann . . . ich kenne Dich . . . Du duldest keine Einschränkung Deines Willens, Deiner Neigungen. Hast Du Dein Auge auf eine andere Schönheit geworfen, so wird Dein Weib Dir gleichgültig, lästig. Und denke doch auch das Andere . . . Du hast nichts gemein mit dem Apoll von Belvedere, weder die Jugend, noch die Schönheit . . . es strömt von Dir eine eisige Kälte aus; wer wird wünschen, daß das Lebensschiff eines Mädchens in diesem Polareis auf die Dauer festfriert?"

„Du irrst . . , ich bin im Grunde eine leidenschaftliche Natur."

„Ein schönes Weib, Dir angetraut in gezwungener Ehe, wird Dir nimmer treu sein, oder sie wird in ewiger Resignation verzweifeln. Thun das unsere Italienerinnen? Junge Herzen folgen der Jugend . . die lockt sie mit ihrem Zauber. Du würdest bald nur

noch das Skelett im Hause sein . . . Blut und Leben das suchen sie wo anders."

„Du hast, hoffe ich, eine wohlerzogene Tochter."

„Ich würde ihre Verirrung verdammen, aber begreiflich finden."

„Du schmeichelst mir wahrlich nicht; bin ich denn so abschreckend?"

„Unter uns . . . im Vertrauen: ja! Du bist es. Deine dürre Gestalt, Dein haarloser Kopf, Deine zwinkernden Augen, Deine dünnen Lippen . . ."

„Du bist kein Porträtmaler, Du bist ein Caricaturenzeichner," versetzte der Comthur, den das Urtheil des Freundes empörte. „Ueberhaupt kommt es bei dem Manne auf Schönheit nicht an, nur auf Geist und Charakter."

„Doch den Alles verhöhnenden, Alles zergliedernden und zerrupfenden Geist lieben die Frauen nicht, und ein Charakter ohne einen Schimmer von Milde und Güte bleibt ihnen fremd und unheimlich. Nicht als ob ich Deine Vorzüge nicht anerkennte . . . Du beherrschest das Leben . . . Du bist ein schneidiger Kopf . . . Du würdest eine große Rolle spielen, wenn Du nicht so bequem wärest. Die Männer respectiren Dich, aber die Frauen . . ."

„Sollen es lernen, vor Allem meine Frau! Ueberhaupt, es gefällt mir nun einmal so. Ich habe Lust, Dein Schwiegersohn und Dein Erbe zu werden . . . und der Weg dazu ist mit Rosen bestreut."

„Das ist offenherzig,“ versetzte der Graf. „Ich habe mich nicht zu beklagen über Deinen Mangel an Freimuth; Du hältst wahrlich nicht hinter dem Berge, aber ich bleibe dabei, was Du jetzt verlangst, kann ich nicht gewähren . . . ich kann's nicht!“

„Wie lange ist's her, daß der Graf del Vercone, wahrlich kein Jüngling mehr, von glühender Leidenschaft für ein junges Mädchen entflammt war? Geziemt es ihm, mir eine Strafpredigt zu halten, ihm, der sich zu wilder That fortreißen ließ, wie der Jüngsten einer, dem die Tarantella der Leidenschaft den Kopf verdreht hatte? Und mich, der ruhig wählt und prüft, nach den Regeln der bürgerlichen Moral zu Werke geht, wenn er als anständiger Mann in eine anständige Familie hineinheirathen will . . . mich wolltest Du zur Rede stellen?“

„Dich, der Du so unverhohlen aussprichst, was Du im Schilde führst.“

„Es ist doch eine Ehre, Dein Schwiegersohn zu sein.“

„Höre mich, wir waren von Jugend auf Freunde, Kameraden. Dein kalter Sinn und mein leidenschaftliches Wesen schienen sich zu widersprechen, doch sie ergänzten sich nur. Nicht Alles konnt' ich billigen, was Du im Hofdienst gethan, doch es ist ein glatter Boden, dem ich immer fern geblieben, und um dort nicht auszugleiten, muß man sich oft auf Verwerfliches stützen: ich sah darüber hinweg . . . Du warst mittel-

los von Hause aus, ein jüngerer Sohn der Familie, Du stiegst durch Klugheit und Gewandtheit, Rücksichtslosigkeit. Ich war immer reich und unabhängig, ich unterstützte Dich, wenn Du einmal in Noth warst, und Du konntest bitten, höflich, ja demüthig."

„Der Abhängige bittet, der Mächtige befiehlt!"

„Das hat sich Alles geändert seit jener unglückseligen Stunde. Du hast meine Leidenschaft genährt, bis mein heftiges Naturell mich zur verhängnißvollen That trieb."

„Und bist Du mir nicht Dank schuldig, daß ich ihre Spur verlöscht?"

„Den Dank muß ich bezahlen mit der Sclaverei eines ganzen Lebens. Seitdem ich in Deiner Macht bin, seitdem Du Mitwisser eines Geheimnisses bist, das mich verderben kann, bist Du der Herr geworden und ich der Diener. Die Maske der Freundschaft hast Du abgeworfen; denn leise oder lauter drohst Du mir mit Enthüllungen, die mich in's Unglück stürzen müßten, und es ist eine Art schweigender Abmachung, daß ich Deinen Willen thun muß."

„Du bist der Herr, zu thun und zu lassen, was Dir beliebt."

„Erspare Dir diesen Hohn . . . diese offene Kränkung! Die stille Demüthigung genügt! Es gab im Alterthum Parasiten, die im Hause und am Tische der Reichen das große Wort führten; sie lebten herrlich und in Freuden auf Kosten der Anderen; aber sie

waren Schmeichler des Hausherrn, lustige Spaßmacher bei der Tafel und ordneten sich bescheiden und willig unter. Sie mochten störenden Einfluß gewinnen durch unbefugte Einmischung; aber sie wahrten die Form und den Anstand. Du hast Dich eingenistet bei mir nicht blos als Mitesser und Mitgenießer, sondern als Herr und Gebieter, nicht als fröhlicher Gesellschafter, als das unheimliche böse Gewissen des Hauses, der verdrossene, launenhafte Tyrann, der in jedem seiner Wünsche einen Befehl sieht. Dies Joch ist mir oft unerträglich erschienen ... und oft schon rang ich mit dem Entschluß, es abzuschütteln um jeden Preis."

„So wag' es doch, Dich von meiner Freundschaft loszusagen!"

„Und jetzt ... jetzt willst Du gar Dich meines höchsten Schatzes, meiner Tochter bemächtigen. Nimmermehr!"

„Du wirst es überlegen."

„Sie liebt Dich nicht!"

„Das findet sich, und das ist nicht Deine Sorge. Von Dir verlange ich nichts als Deine Einwilligung."

„Und wenn ich sie weigere ..."

Der Comthur erhob sich ... aus seinen hin und her funkelnden Augen fiel's wie ein Blitz auf den Grafen, und mit dem Zeigefinger der ausgestreckten rechten Hand schien er diesem den Weg zu zeigen, den er wandeln werde.

„Der Mörder von Betta Loredano hat mir zu gehorchen ... oder ... er steigt auf das Blutgerüst!"

Er sprach die Worte wie ein heiser krächzender Leichenrabe; unheimlicher wurde die Blässe seiner Züge; aus einem starren Todtenkopfe schienen die gespenstigen Augen hervorzuleuchten. Der Graf schauderte zusammen; er hörte die schweren Ketten an seinen Füßen klirren, die er durch's Leben schleppen mußte. Der Galeerensclave schlug die Hände vor's Gesicht; es war ein unabsehbares Elend, das vor ihm lag.

„Wie ... und Du fürchtest nicht, daß ich in meiner Verzweiflung das Aeußerste unternehme, den Zeugen, der mich zu verderben drohte, mit Gift oder Dolch aus dem Wege räume, um wieder Herr meiner selbst und meines Willens zu werden?"

„Ich fürchte es nicht ... das wäre Dein sicheres Verderben; denn Du würdest keinen Freund finden, der den Schleier über diese Missethat legte, und sprechen würden, die mir zu Liebe schweigen. Wozu die Aufregung, dies gewaltthätige Wesen? Wir verhandeln ja friedlich und freundlich. Ich verlange nicht von Dir, daß Du Dich heute oder morgen entscheidest; aber Eines verlange ich von Dir."

„Und was ist's?" fragte der Graf fast tonlos.

„Isabella wird die Trotzige spielen, weil in ihrem Herzen noch eine thörichte Liebe lebt. Sie sinnt vielleicht darauf, aus dem Vaterhause zu entkommen; ich verlange, daß sie nie das Haus verläßt, auch nicht mit Signora Salviati, daß dem Portier und allen Lakaien auf's Strengste eingeschärft wird, sie nie, unter keiner

Bedingung aus dem Hause zu lassen. Eine abendliche Spazierfahrt auf dem Pincio will ich ihr gestatten, doch nur an Deiner Seite, in Deiner Carrosse. Du haftest mir für sie; Du weißt, was das bedeutet, und darum bin ich sicher."

„Und wie lange soll dieser Haftbefehl Gültigkeit haben?"

„Einige Wochen, bis Du's erwogen, bis Du eine Entscheidung getroffen. Das Eine sag' ich Dir nur, ich bin unerbittlich. Du kennst den Einsatz und wirst ein vermessenes Spiel nicht wagen. Deine Tochter ist eine Gefangene, und frei wird sie nur als mein Weib . . . oder . . . als Vatermörderin!"

Der Graf senkte das Haupt . . . der unbequeme Genosse hatte jetzt eine Bedeutung gewonnen von erdrückender Macht . . . alle Gedanken del Vercone's verwirrten sich. Bedenkzeit, Frist, Aufschub . . . es waren begnadigende Worte für sein verstörtes Gemüth.

„Wohl . . . ich willige ein," sagte er, „ich werde Ordre ertheilen, Isabella soll das Haus nur in meiner Begleitung verlassen."

„Siehst Du, Kamerad," versetzte der Comthur mit einer Bonhomie, die dem Anderen wie ein schneidendes Messer durch die Seele ging, „das ist der Anfang eines guten Einvernehmens. Fahre so fort . . . und unsere Freundschaft wird keinen Stoß erhalten; wir bleiben vereint für immer."

*   *
*

Abendsonnenschein lag auf dem spanischen Platz und der spanischen Treppe, als zwei Forestieri zur Kirche Trinità de' Monti emporstiegen. Sie wandten die Blicke auf den Platz zurück, auf dem ein buntes Volksleben durcheinander wogte. Da sah man die Albanerin mit dem breiten rothen Schleier, das römische Mädchen mit der silbernen Haarnadel und den großen Ohrringen; da rasselten die Schleppsäbel der Offiziere, da zeigten sich die schmucken Bersaglieri mit ihren hellrothen Kragen und ihren schwarzen Handschuhen. Das war das ketzerische Rom, das Rom des Quirinal und des Monte Cavallo, das Rom der Italiener . . . doch der lange Zug in rothen Gewändern, der dort über den Platz sich bewegte, jener Zug des Collegium germanicum, er zeigte, daß Rom auch noch das Rom des Papstes ist. Da erhebt sich ja auch an diesem Platze das großartige Gebäude der Propaganda, welches von der Weltherrschaft Roms Zeugniß ablegt; denn von hier aus gehen die Zöglinge in alle Zonen, und es werden hier mehr Sprachen gesprochen als am Tage der großen Verwirrung bei Babels Thurmbau. Auf der Treppe aber standen die Modelle, zum Zeichen, daß Rom auch eine Stadt der Kunst ist; die Donna di Tivoli, der Pifferaro im blauen Kragenmantel mit dem Dudelsack, der Greis mit dem lang herunterwallenden Silberbart, das junonische prächtige Weib mit dem Cäsarengesicht, für die Messalinen und Lucrezia Borgias.

„Wie wechselnd ist die Physiognomie der Weltstadt,“ sagte Rudolf zu Graf Fersen, „aber bedeutend ist stets der Eindruck, den sie hervorbringt. Man gräbt die Weltgeschichte nicht bloß aus dem Schutt; sie geht hier auch auf den Straßen spazieren.“

„Und doch . . . das moderne Rom ist wie die anderen Hauptstädte; es amüsirt sich! Das wollen wir jetzt auf dem Monte Pincio in der Nähe betrachten.“

Bald standen die Reisenden oben an der Brüstung der Terrassen und erfreuten sich der ebenso bedeutsamen wie entzückenden Rundschau. Hoch über den Häusermassen ragte gerade gegenüber die Kuppel des Petri-Domes und der Vatican, nach welchem die Gläubigen aus allen Zonen blickten, die auf den Felsen gebaute weltbeherrschende Kirche; aber das links hervorblickende Bleidach der Pantheonskuppel und die sich darüber erhebende Spitze des Capitols mahnten an das alte götter- und heldenreiche Rom; rechts über den Wipfeln des Parks der Villa Borghese winkten die blauen Berge, die wandellos auf das alte und neue Rom und alle seine geschichtlichen Maskenscherze herabblickten und nur bisweilen die Sonnenmitra mit der Regenkappe tauschten, während unten die Weltstadt aus der Toga in die Kapuze schlüpfte.

Lange standen die Beiden, gefesselt von dem Rundblick, hinter ihnen ein Stimmengewirr und der Lärm rollender Wagen, unterbrochen von den zündenden Rhythmen Verdi's, welche ein Militärmusikcorps hinter

dem Halteplatze der Wagen, dem Conversationssalon des abendlichen Corso, ertönen ließ.

„Es ist mir dies Alles nicht neu," versetzte der Graf zu Rudolf, nachdem sie zwei Blechstühle gemiethet und sich niedergesetzt, um die bunte Welt an sich vorüberziehen zu lassen, „und doch, ich gebe mich dem oft gesehenen Schauspiel mit immer neuem Behagen hin, und dies Behagen würde um so größer sein, wenn hier in Rom nicht düstere Erinnerungen Gewalt über mich bekämen und die ernste Pflicht, ein Räthsel zu lösen von Neuem an mich heranträte."

Rudolf war längst in des Grafen Erlebnisse eingeweiht; er wußte von seiner Liebe zu Betta, von dem plötzlichen Verschwinden des Mädchens; er schenkte Allem was den Freund beschäftigte, warmen Antheil; aber seit er den Boden Italiens betreten, war sein Gemüth so erregt und ergriffen, daß ihn das eigene Leid und die eigene Sehnsucht fast ganz in Anspruch nahm. Das schöne Mädchen, die Tochter Italiens, gehörte auf diesen heimathlichen Boden: da mußte ihre Schönheit erst in's vollste Licht treten. Unter dem grünen Fächer der Pinien wandelnd, umgeben von Rosen und Syringen, sich lehnend an die Statuen der Göttinnen, mit deren Formenschönheit sie wetteiferte, den todten Marmor beschämend durch den Reiz des blühenden Lebens: so stand sie immer vor seines Geistes Aug', und auch hier auf dem Monte Pincio sah er nur sie in dem bunten vorübergehenden Gewühl, und er verglich die gleichgültig

aus den Carrossen niederblickenden Schönen und die anderen, die zu Fuß zwischen den rothen und dunklen Mönchsgewändern und den blitzenden Uniformen dahinschritten, mit ihr, der Einzigen, die all sein Denken erfüllte; es war ja dasselbe südliche Colorit, aber es waren in viele Gesichter und Leiber verstreute Splitter und Trümmer einer Schönheit, die ganz, voll und sieghaft die Geliebte verklärte.

„Ich war gestern in Trastevere," sagte Graf Fersen schwermüthig, „vergeblich! Ich sah das Häuschen wieder . . . jetzt wohnen fremde Menschen darin. Schon damals war jede Spur verloren . . . wie sollt' ich jetzt sie auffinden? Und doch . . . ich ermüde nicht!"

Es war eine Art von Selbstgespräch und Rudolf sagte ebenfalls halb träumend vor sich hin: „Ich finde die Geliebte nicht . . . wo mag sie weilen? In London, in Paris, in Petersburg . . . wer weiß, wohin sie der Vater escortirt hat, durch die Welt hin und her, jedenfalls, um sie für mich unauffindbar zu machen."

„Ich suchte die Polizei auf," fuhr der Graf fort; „ich fragte, ob eine Anzeige gemacht worden, die ein Licht auf jenen geheimnißvollen Vorgang werfen konnte, ob irgend eine Spur der Betta Loredano aufgefunden worden, irgend eine zufällige Entdeckung dem inzwischen längst erlahmten Eifer der Polizei zu Hülfe gekommen! Man sah mich mit großen verwunderten Augen an; wer kümmerte sich um alte Geschichten, wo jeder Tag

so viel unaufgeklärtes Neues brachte? Der Chef der Polizei empfing mich sehr höflich; doch er zuckte die Achseln . . . es fehlte ja jeder Anhalt; er versprach noch einmal nachforschen zu lassen, doch er war von Hause aus von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt. O alles Leben läßt ja nur flüchtige Spuren auf Erden zurück; doch nicht zu wissen, ob die Geliebte noch lebt oder todt ist und wie sie gestorben, dies spurlose Verschwinden aus den Reihen der Lebenden: das läßt den Geist und das Herz nicht zur Ruhe kommen; das erfüllt uns mit fieberischer Rathlosigkeit."

Rudolf empfand, daß das Schicksal des Freundes herber sei als das seinige; denn er wußte ja, daß Isabella lebte; er hatte wenigstens keinen Anlaß an ihren Tod zu glauben; er konnte auf ein Wiedersehen hoffen; für den Freund aber war diese Hoffnung ein schwaches Dämmerlicht, das immer wieder in dem tiefen aussichtlosen Dunkel verschwand.

Gedankenlos blickte Rudolf auf die römischen Modedamen, die sich auf den Kissen ihrer Equipagen wiegten; einige mit keck herausfordernden, andere mit ruhig siegesgewissen Blicken. Da kam's über ihn wie eine Vision . . . hatte das Bild seiner Träume Leben und Gestalt gewonnen? Er glaubte ja Isabella selbst gesehen zu haben; mit einem flüchtigen Blick, als schon der Wagen fast vorübergerollt; er wußte ja, daß die so selbstgewissen Sinne zuweilen ein Spielzeug der Empfindung sind und der Seele Bilder vortäuschen,

die nur in ihr selber leben. Er hatte im Halbtraum zwei prächtige Rappen gesehen, welche vor die Carrosse gespannt waren. Darauf besann er sich, indem er gewaltsam die letzten Bilder zurückbeschwor, die noch auf seiner Netzhaut zu haften schienen; er war aufgesprungen und harrte mit krankhafter Angst der Wiederkehr des Wagens bei seiner Rundfahrt. Wie . . . wenn er die Passeggiata verließ, hinabrollte in die Gärten der Villa Borghese und dann in den Straßen der Stadt verschwand?"

„Ich glaube sie gesehen zu haben," sagte er zu dem Grafen, den sein aufgeregtes Wesen befremdete.

Und nun fuhren sie vorüber, die Falben und Braunen, vor den stolzen wappengeschmückten Equipagen, aber die Rappen zeigten sich nicht. Und es kamen schon dieselben Wagen und Pferde wieder; er erkannte die Wappen der Aldobrandini und Massini, die jener wie ein Traumbild vorübergleitenden Carozza gefolgt waren. Ungeduldig, halbverzweifelt erhob sich Rudolf, er wollte blindlings in die Villa Borghese, auf den Corso hinuntereilen . . . vielleicht begünstigte ihn der Zufall. Schon wandte er sich mit dem Grafen zum Fortgehen . . . da hinter einer Fächerpalme an des Rundwegs Biegung zeigte sich das dunkle Gespann; athemlos stand Rudolf, seine Blicke wie krampfhaft auf den nahenden Wagen gerichtet. Es war Isabella; sie saß tief traurig da, in Gedanken verloren, aber von leuchtender Schönheit. Die Vorübergehenden standen

still und blickten ihr nach. Er konnte nicht länger zweifeln; er hatte an ihrer Seite den Grafen del Vercone erblickt, den er niemals für würdig befunden, ihn in ein Traumbild seiner Phantasie aufzunehmen. Viel fehlte nicht, so schloß er den Begleiter in seliger Entzückung an's Herz. Sie lebte ... sie war in Rom ... und er in ihrer Nähe.

Doch wie gelangte er zu ihr? Darüber sannen die Freunde nach, indem sie im Casino des Monte Pincio eine Tasse Thee tranken. Rudolf war im Hause des Grafen geächtet und durfte sich dort nicht zeigen; aber dem Grafen Fersen wurden schwerlich die Pforten des Palazzo verschlossen; er besaß Güter in derselben Provinz wie Graf del Vercone, und wenn sie auch nicht Gutsnachbarn waren, so wußte doch der Eine vom Anderen, da ihre Besitzungen in demselben Kreise lagen; Graf Fersen durfte jedenfalls auf eine gastliche Aufnahme rechnen. So beschloß er denn, das Terrain zu recognosciren und dann seinem Freunde die Ergebnisse seiner Entdeckungsreise mitzutheilen.

Es war nicht schwierig, bei der Polizei die Adresse des Grafen del Vercone zu erfahren, der, wenn auch nicht zu dem höchsten römischen Adel, doch zu den italienischen Granden gehörte.

Zwei Tage darauf wurde Graf Fersen in der Villa Vercones angemeldet; eine Dame von mittleren Jahren bat ihn, in den Salon einzutreten, und leistete ihm eine Zeit lang Gesellschaft, bis der Besitzer des

Hauses erschien. Signora Salviati machte den gesellschaftlich zweifelhaften Eindruck, den Gouvernanten und andere solche amphibische Existenzen in den Salons der großen Welt zu machen pflegen. Ihr Deutsch-Italienisch trug wenig dazu bei, diesen Eindruck günstiger zu gestalten. Sie hatte es glücklich so weit gebracht, ihr Italienisch zu verlernen, ohne des Deutschen mächtig zu werden. Graf Fersen behandelte sie indeß mit ausgesuchter Höflichkeit, theils aus angeborener Leutseligkeit, theils weil er sie geneigt machen wollte, ihm auf einige Fragen, die er an sie richtete, Antwort zu ertheilen.

„Wo ist das schöne Fräulein?“ fragte er, „von welchem unser ganzer Kreis spricht? Ich war nie so glücklich, sie zu sehen; doch noch tönt mir in's Ohr das Echo der Bewunderung, mit welcher die Glücklichen, die sie gesehen, von ihr sprachen.“

„Die Comteß ist leidend,“ versetzte Fräulein Salviati, „und muß jeden gesellschaftlichen Verkehr vermeiden. Sie kann schon seit längerer Zeit nicht die Honneurs des Hauses machen.“

Jetzt trat der Graf del Vercone ein; er empfing den Besucher mit herzlichem Händedruck; es freute ihn, daß sich ein Deutscher seiner erinnerte, und er hätte ihm gern die gastlichste Aufnahme zu Theil werden lassen; doch er fühlte nur zu sehr, daß er nicht Herr im Hause war. Man sprach von den freundlichen Beziehungen Deutschlands und Italiens, dem König

Italiens, dem deutschen Kaiser, der Waffenbrüderschaft der beiden Reiche. Graf del Bercone fühlte sich zu dem deutschen Edelmanne hingezogen, der etwas sehr Sympathisches für ihn zu haben schien. Graf Fersen aber erkannte das Unruhige und Leidenschaftliche in dem Wesen des Italieners und konnte, so angenehm auch dessen Formen, so schlagend seine Bemerkungen waren, kein rechtes Vertrauen zu ihm gewinnen. Auch beim Grafen erkundigte er sich nach der schönen Tochter . . . doch dieser antwortete nur beiläufig und wußte das Gespräch bald wieder abzulenken. Inzwischen erschien auch der Comthur, den jeder Besuch im Hause beunruhigte. Der Commendatore di Farino, wie er dem deutschen Grafen vorgestellt wurde, war diesem keine fremde Erscheinung; aus Rudolfs Mittheilungen kannte er das Original, seinen verderblichen und unerklärlichen Einfluß im Hause. Der Commendatore war kein Anhänger des einheitlichen Italiens; er bethätigte sich an der Unterhaltung mit wenigen schlaghaften Redewendungen, die über seine Gesinnung keinen Zweifel ließen. Es war das kein Wunder . . er hatte in seiner Jugend an den kleinen Höfen, welche Garibaldi und Victor Emanuel vom Erdboden fortgefegt, Kammerherrndienste geleistet und konnte sich mit dem „zusammengeflickten Lumpenkönigreich“ nicht befreunden, dem man das rothe Kreuz von Savoyen „auf die Narrenkappe geheftet“. Auch bedauerte er, daß das Rom des Papstes begraben worden und die ehrwürdige Hauptstadt der

Christenheit sich in eine Kaserne der Bersaglieri und Carabinieri verwandelt habe. Doch das politische Gespräch war dem Comthur unwillkommen; es war das einzige Gebiet, wo er seine Karten nie mit Eifer auf den Tisch zu werfen pflegte; er begann daher bald von den Reisen nach Italien zu sprechen und den Grafen auszuforschen, aus welchen Beweggründen er hierher gekommen und auf wie lange Zeit er seinen Aufenthalt hier auszudehnen gedenke.

Als Fersen, der sich bisher auf einzelne Bemerkungen beschränkt hatte, länger und im Zusammenhang zu sprechen begann, horchte der Comthur auf, gespannt, fast erschrocken; wer ihn genauer beobachtete, konnte dies aus seinen, dem Anscheine nach bewegungslosen Zügen herauslesen. Der Blick seiner Augen heftete sich Anfangs durchbohrend auf den Fremden; dann irrte er unsicher, fragend, zweifelnd, fast ängstlich hin und her; er strengte sein Gehör an, wie der Musiker, der den Ton prüft, welchen sein Stimmhammer angiebt, und saß dann in tiefes Sinnen versunken, ohne sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Dem Grafen del Vercone war der überwachende Lauscher unbequem; er bat daher seinen Gast, sich die Gartenanlagen hinter seiner Villa anzusehen; er wußte, daß die frische, freie Luft für den Comthur das widerwärtigste aller Elemente, diesen zurückhalten werde, ihnen zu folgen. Und so war es in der That; erbittert über den Streich, den ihm der Hausgenosse und Hausherr gespielt, doch sicher, sich bald an ihm zu

rächen durch Mittheilung der Entdeckung, die er in aller Stille gemacht, zog sich der Comthur in seine Gemächer zurück. Es war ein schöner Garten hinter der Villa: die Wege waren mit Aloe, japanischen Feigen und Akazien eingefaßt. Der reiche Blumenflor auf den Beeten hatte Vogelgestalten. Das Vorbild der Villa Doria-Pamfili hatte bei der Anlage dieses kleineren Gartens vorgeschwebt. Statuen und Statuetten, Büsten, Säulen standen in Taxusnischen und Brunnengrotten. Graf Fersen erfreute sich an dem künstlerischen Sinn, der das Alles geschaffen; doch, des Freundes gedenkend, warf er ein prüfendes Auge auf die Umgebung des Gartens, den hinten eine nicht allzu hohe Mauer von der benachbarten Besitzung abschloß; er erkundigte sich in gleichgültigem Tone nach dem Nachbar und erfuhr, daß es ein Fürst Rospigliosi sei, der aber die größte Zeit des Jahres sich auf seinen Besitzungen in den Bergwäldern der Apenninen aufhalte. Graf del Vercone hätte gern einen Theil des Nachbargartens gekauft, um den seinigen zu vergrößern; aber der Fürst hatte eine Entscheidung stets hinausgeschoben, und der gemüthliche Hausverwalter, der seine Vermittlung zugesagt, konnte nichts ausrichten.

Graf Fersen schied, nachdem ihn der Hausherr eingeladen, seinen Besuch zu wiederholen. Kaum war dieser in die Villa zurückgekehrt, kaum hatte er sich in seinem Studirzimmer bequem gemacht und den neuesten französischen Roman zur Hand genommen, als der

Comthur bei ihm eintrat mit dem Lakaien, der, zu seinen Diensten bestimmt, ihn überallhin begleitete und sogleich die Fenster und Thüren schloß, wozu er die ausdrückliche Vollmacht des Grafen hatte. Dann verließ der Diener das Zimmer und der Comthur, der erhitzt schien und sich mit einem Taschentuche Kühlung zuwehte, sagte: „Der Fremde gefällt Dir wohl?"

„Gewiß," versetzte del Bercone, „es ist eine angenehme Abwechslung für mich, einmal mit einem liebenswürdigen Cavalier zu verkehren. Der Umgang mit Dir ermüdet auf die Länge."

„Und hast Du nichts bemerkt?"

„Was sollt' ich an ihm bemerken? Er ist ein Deutscher, aber er ist weltmännisch gewandt, als wär' er in den Pariser Salons heimisch."

„Die Menschen sind doch nie kurzsichtiger, als wenn es ihnen an Kopf und Kragen geht!"

„An Kopf und Kragen?"

„Etwas dergleichen! Ich halte den deutschen Grafen für sehr gefährlich!"

„Ich finde ihn harmlos und angenehm!"

„Du wirst ihn fürchten lernen, wenn er die rauhe Seite herauskehrt."

„Dies gerade fürchte ich nicht; welchen Anlaß hätte er dazu?"

„Den wichtigsten von der Welt . . . unbegreiflich! In entscheidenden Augenblicken sollte sich doch Alles, auch das Geringste, dauernd unserem Geiste einprägen.

Bei Dir ist Alles wie ausgelöscht. Man sollte glauben, Du besännest Dich gar nicht mehr auf das Häuschen der Via de' Salami."

Der Graf fuhr mit einem Rucke vom Sopha auf, „Was soll's? Was ist geschehen?"

„Nichts; bisher nichts; doch wer weiß, was dieser Deutsche im Schilde führt."

„Was verlangst Du schon wieder, daß Du mich ängstigst und quälst?"

„Es ist mir selbst nicht leicht ums Herz; das kommt davon, wenn man sich für seine Freunde opfert. Du hast Dich mit dem Grafen Fersen noch lange im Garten unterhalten?"

„Gewiß, und in ganz angenehmer Weise!"

„Und der Ton seiner Stimme kam Dir nicht bekannt vor?"

„Nicht daß ich wüßte! Doch was kommt's auf diesen Ton an?"

„Ein gewiegter Menschenkenner wie Du . . . und eine solche Frage. Giebt's einen besseren Steckbrief, als den Ton der Stimme?"

„Das geb' ich Dir zu," sagte del Bercone.

„Oft habe ich bewundert, wie viel Mühe sich die Natur giebt, um ihre Geschöpfe von einander zu unterscheiden und wie unerschöpflich ihre Mittel und Wege sind, um in dieser Filigranarbeit immer neue Nüancen anzubringen. Von diesen Millionen Stimmen keine wie die andere, von diesen Millionen Gesichtern keines wie

das andere . . . lohnt es sich der Mühe, das Alles so sauber zurechtzuschnitzen und zurecht zu ciseliren, damit es ja keine Doubletten giebt, die mit einander verwechselt werden können, wenn nachher die Schädel in ewigem Schweigen unterschiedslos in der Erde modern und Staub zum Staube kommt?"

„Doch was ists mit der Via de' Salami?"

„Der Staub zum Staube . . . das ist das Unkenlied, das Dir auch dort ertönte. Ich muß Deiner Erinnerung zur Hülfe kommen. Diese Stimme, die Stimme des Grafen Fersen, habe ich schon einmal gehört und Du auch . . . als wir in dem Häuschen in Trastevere hinter der dünnen Tapetenthür lauschten."

Die Stirne des Grafen legte sich in Falten . . . er suchte seinem Gedächtniß eine zögernde Erinnerung abzuringen.

„Möglich . . . möglich!"

„Ich weiß nicht," fuhr der Comthur fort, „wie im menschlichen Gehirn diese Erinnerungen aufgespeichert werden, und wie sie sich plötzlich loslösen aus dem Knäuel jahrelanger verworrener Eindrücke und Farbe und Leben gewinnen; aber ich kanns beschwören, das ist dieselbe Stimme, die wir damals hörten . . . es ist die Stimme des Liebhabers, der Deine Betta verlockt, der sie Dir treulos gemacht hat."

Jetzt erblaßte der Graf, und es kam über ihn eine Erregung, die ihn erzittern machte.

„Diese Stimme . . .“ fuhr der Comthur fort, „ich habe ein feines Gehör; nicht für die Melodien des Donizetti und Verdi, die niemals bei mir haften, aber für den Klang der Stimme. Er ist für mich, was die Fußspuren des Wildes für den Jäger sind. Die Stimme ist der Mensch . . . und in den Luftwellen, die sie in Bewegung setzt, zeichnet sie sein Bild und damit oft sein Schicksal.“

„Und wenn er's ist . . . wohl, so kann ich ihn ja noch jetzt zur Rede stellen,“ rief del Bercone in aufloderndem Zorn; „er ist ein Cavalier; mit der Pistole in der Hand will ich ihm gegenübertreten; er ist der Schuldige; auf ihn Alles . . . das vergossene Blut . . . die nagende Reue . . . er soll büßen.“

„Sachte, sachte,“ versetzte der Comthur, „so liegen die Dinge nicht; wir dürfen uns nicht hervorwagen. Du willst ein Geheimniß brechen, dessen Bann so lange auf Dir ruhte? Vergiß nicht, daß ich der Großsiegelbewahrer dieses Geheimnisses bin; es ist ein tödtliches Gift, wenn es die verschlossene Flasche sprengt. Das Alles ist für immer begraben . . . wenn Du Dich rührst, so rührst Du eine verborgene Feder, und was sie Dir entgegenschnellt, ist tödtliches Verderben!“

Der Graf sank wie betäubt auf das Sopha zurück. Immer wieder warf ihm die Vergangenheit das Netz übers Haupt . . . er hatte das Gefühl eines Erstickenden.

„Tiefes Schweigen, Freund! Das ist's allein, was Dir noththut! Wer weiß, ob dieser Deutsche nicht nach

der Spur seiner Betta sucht, wie er schon damals danach gesucht hat. Er hat ja keine Ahnung davon, daß wir um ihr Schicksal wissen, daß Du . . . doch genug! Mit keinem Worte, keiner Miene darfst Du Dich verrathen. Was nützt mein Schweigen, wenn Du Dich selbst an's Messer liefern willst?"

„Und Dein Gedächtniß kann Dich getäuscht haben!"

„Glaube, daß es so sei und handle, wie Du bei solchem Glauben handeln müßtest. Sei freundlich gegen den Grafen, lade ihn immer von neuem ein; wir werden ihm schon ablocken, was er im Schilde führt; wenn wir ihn erst vertraulicher gemacht haben . . . dann können wir ihn noch unschädlich machen."

Der Graf nickte mit dem Kopfe seine Zustimmung, und bald saßen die Beiden wieder bei ihrer Parthie Piquet, um bei den vierzehn Damen und vierzehn Buben die unholden Erinnerungen der Vergangenheit und die Befürchtungen vor einer drohenden Zukunft zu vergessen.

* *
*

Etwa eine Woche darauf befand sich Signora Salviati in einer Aufregung, welche Isabella noch nie an ihr bemerkt hatte. Das deutsch-italienische Gesellschaftsfräulein rauschte in seidenem Kleide durch den Salon und die Gemächer, als gälte es einen Fürsten zu empfangen, und betrachtete sich oft verstohlen in den großen Pfeiler- und Stehspiegeln; ja bisweilen prüfte sie auch ihre Toilette in Gegenwart der Comtesse; denn

daß sie dabei auch ihr Gesicht mit in Augenschein nahm, konnte ihr ja nicht nachgewiesen werden. Signora Salviati hatte ein Geheimniß, und das ist für ein älteres Mädchen ein unschätzbares Glück. Wie lange war ihr Nichts begegnet, was die Einförmigkeit ihres Daseins unterbrochen hätte! O, man weiß ja nicht, wozu solche gelangweilte Existenzen fähig sind, die sich heraussehnen aus dem ewigen Einerlei der Tage. Es giebt Verbrecher aus verlorener Ehre; es giebt auch Verbrecher aus verzweifelter Langweile. Signora Salviati war keine groß angelegte Natur; sie schwärmte nicht für das Leidenschaftliche in den Romanen und Schauspielen; gleichwohl hatte sie in ihren wachen Träumen sich oft mit dem Dolch in der Hand gesehen; sie hatte irgend einen Feind getödtet, der bisweilen die Züge des Comthurs annahm, gegen dessen herrisches Wesen sie einen stillen Groll im Herzen hegte . . . und dann war sie geflüchtet und saß in einer romantischen Felslandschaft, einsam neben rauschenden Wasserfällen . . . und es kam ein Sohn des Waldes und kniete vor ihr nieder und gestand ihr seine Liebe. Und wenn dann ihre Blicke wieder auf die Rococomeubles in ihrem Zimmer, auf die Vorhänge fielen, durch welche immer derselbe langweilige Sonnenschein drang und eine tanzende Staubsäule vergoldete, die trotz aller Bemühungen der Zofe immer wieder durch die Luft flirrte, da ward ihr so verzweifelt schläfrig zu Muthe, daß sie oft wünschte, irgend etwas Ungeheures risse eine furchtbare Kluft in

ihr ödes Dasein, die Erde spaltete sich, oder sie selbst hätte Schreckliches vollführt und alle Furien jagten hinter ihr darein . . . lieber etwas Haarsträubendes als diese freudlose Gleichgültigkeit, in welcher Herz und Sinn erlahmen.

Und das oft Ersehnte war eingetroffen . . . ein geheimnißvolles Briefchen berief sie an den Springbrunnen mit den vier Meerpferdchen im Garten der Villa Borghese Abends um sieben Uhr, wenn der Graf mit Isabella auf dem Monte Pincio spazieren fährt . . . und zwar am nächsten Abend. Es handle sich um eine sehr wichtige Angelegenheit.

Nun erschien allerdings der Signora Salviati Nichts wichtiger als sie selbst, und hierin unterschied sie sich wenig von den anderen Sterblichen. Sie hoffte selbst die Heldin dieses Abenteuers zu sein und als eine verspätete Julia irgend einen gereiften Romeo zu finden.

Die Blicke, die sie jetzt bisweilen in den Spiegel warf, wirkten ermuthigend auf ihr Gemüth; sie war doch noch eine stattliche Erscheinung, und aus ihrer Jugendzeit, die sie in den Obstgärten Istriens zugebracht, war ihr die tröstliche Erinnerung geblieben, daß Lagerobst am süßesten schmecke . . . und ihre Schönheit gehörte jedenfalls zu den abgelagerten Sorten.

Doch auch wenn es sich nicht um das Glück der Liebe handelte: ein Geheimniß hatte immer seinen Reiz. Irgend ein Abenteuer blickte doch discret aus dem Briefchen hervor; es war doch eine Abwechslung, und viel-

leicht versprach sie ihr Nutzen und Vortheil. Die Triestinerin hatte kaufmännische Talente und Neigungen, obschon dieselben durch ihre gesellschaftliche Stellung in den Hintergrund gedrängt worden waren; aber sie regten sich wieder, sobald die Möglichkeit irgend eines Gewinnes ihre Phantasie beschäftigte.

Zur bestimmten Stunde erschien sie bei den Meerpferden der Villa Borghese; sie hatte sorgfältig Toilette gemacht, und wer sie so stattlich im Pinienhain auf- und abspazieren sah, der würde ihr eine höhere Stelle in in der Gesellschaft angewiesen haben, wenn sie nicht gerade als einsame Wandlerin solche Rangerhöhung hätte ablehnen müssen.

Einige sahen sich nach der Equipage um, aus welcher diese Dame gestiegen sein mußte. Doch es schnaubten keine Rosse neben oder hinter ihr. In ihrer Ungeduld war sie zu früh in den Garten gekommen und deshalb noch eine lange Zeit lang auf- und abgegangen, ehe sie sich mit dem Glockenschlag an der Stelle einfand, wo sie den Schreiber des Briefes erwartete.

Und auch er war von großer Pünktlichkeit . . . wie erstaunte Signora Salviati, als sie den Grafen Fersen erkannte, der höflich grüßend auf sie zutrat.

„Gehen wir hier in diesen einsamen Gang,“ versetzte er, und als die Signora Bedenken trug, ihm zu folgen, sagte er:

„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, muß durchaus geheim bleiben. Sie fürchten die Gefahr übler Nachrede? Ich kündige Ihnen an, daß Sie vielleicht noch andere Gefahren zu fürchten haben; aber Sie dürfen meinem mächtigen Schutze vertrauen. Ich sag' es Ihnen gleich; es wäre sogar möglich, daß Sie Ihre Stellung verlieren; aber Sie werden damit nicht das Geringste einbüßen. Wenn Sie meine Wünsche erfüllen, so verbürge ich mich für Ihre Zukunft. Komme was mag . . . und Sie dürften leicht angenehmere Verhältnisse finden, als sie die Villa Bercone Ihnen bietet. Ich schicke dies voraus, damit Sie keine Bedenken hegen; ich muß vor allen Dingen Ihrer Discretion sicher sein; Sie müssen mir Schweigen geloben, wie ich Ihnen gelobe, für Ihr Wohl zu sorgen."

Es kostete Fräulein Salviati doch einen Entschluß, ein solches Gelöbniß abzulegen. Sie war als eine Tochter Evas etwas schwatzhaft; doch da sie auch als solche zugleich neugierig war, so siegte ihre Neugierde, und sie versprach, was ihr der Graf anvertrauen würde, als tiefstes Geheimniß zu bewahren.

Als sie auf dem schmalen Gange durch's Gebüsch schritten, sagte der Graf:

„Rudolf Rösner ist in Rom."

Signora Salviati stieß einen nicht allzu lebhaften Ausruf der Verwunderung aus. Sie hatte ein Gefühl der Enttäuschung. Sie hatte bei diesem Abenteuer auf eine erste Rolle gerechnet; sie sah ein, als Rudolfs

Name genannt wurde, daß sie sich mit einer zweiten, derjenigen einer Vertrauten und Dienerin, werde begnügen müssen.

„Er sehnt sich danach, Isabella zu sprechen; er hat sie neulich auf dem Monte Pincio gesehen. Ich will Alles aufbieten, ihm die Möglichkeit eines Wiedersehens zu verschaffen. Des Mädchens Herz ist doch noch frei und gehört ihm und ihrer treuen Liebe?"

„Die Signora spricht darüber nicht; nur bisweilen im Schlafe nannte sie seinen Namen. Das hab' ich belauschen können . . . Sie hat keinen anderen Verehrer gefunden, Dank unserer ängstlichen Ueberwachung."

„Signora . . . ich will mit meinem Danke nicht zu spät kommen . . . ich will ihn zum Theil vorauszahlen wenn Sie versprechen, eine Zusammenkunft zwischen Rudolf und der Comteß zu begünstigen, soweit dies in Ihren Kräften steht."

Dabei zog er eine volle Börse hervor. Die Signora schwankte; sie begab sich selbst in große Gefahr; doch das Gold, das durch den verschobenen Ring hervorleuchtete, übte seine unwiderstehliche Wirkung aus. Ein lustiges Gedränge von funkelnden Goldstücken schien sich da hinter der feingestickten Hülle zu verbergen . . . wie viele seidene Kleider schlummerten da, und sie brauchte bloß zuzugreifen Festgewänder in Fülle zu haben.

„Ich wiederhole," fuhr Graf Fersen fort, „daß ich für Sie sorgen werde, wenn Sie durch einen un-

glücklichen Zufall dem Herrn des Hauses verdächtig werden sollten."

„Und was soll ich thun?" fragte die Gesellschafterin, noch immer zögernd, aber doch die Geldbörse mit gierigen Blicken verschlingend.

„Der Garten Ihrer Villa grenzt an den des Fürsten Rospigliosi . . . ich habe mit dem alten Hausverwalter des Fürsten ein verständliches Wort gesprochen, und er wird gestatten, daß Rudolf den Garten betritt; ja es wird zufällig eine Leiter an einem benachbarten Kastanienbaume lehnen. Sie aber sollen Isabella zur bestimmten Zeit in den Garten führen und dort Wache halten; freilich in anderem Sinne, als Ihr Herr und Gebieter es wünscht."

„Doch wie . . . wenn der Graf selbst dazu kommt?"

„Das werde ich hindern . . . ich werde um dieselbe Zeit im Hause meinen Besuch machen und die Herren in eine möglichst interessante Unterhaltung zu verwickeln suchen."

„Und wann soll ich mit Isabella im Garten spazieren gehen?"

„Morgen Abend um sieben Uhr, wenn sie von der Rundfahrt auf dem Monte Pincio zurückgekommen."

Jetzt glaubte die Signora eine ihrer Stellung angemessene Sprache führen zu müssen und zu beweisen, daß sie sich nicht als blindes Werkzeug gebrauchen lasse.

„Sie können mir eine gesicherte Zukunft versprechen; aber können Sie mein Gewissen zum Schweigen bringen,

wenn ich das Mädchen, das meiner Sorge und Wachsamkeit anvertraut ist, zum Leichtsinn verführe und unglücklich mache? Hat denn diese Liebe eine Zukunft? Der junge Mann ist nicht viel mehr als ein fahrender Schüler; der Graf enterbt lieber seine Tochter, als daß er seine Zustimmung zu einer Ehe zwischen ihr und dem armen Pfarrerssohn giebt."

„Dann werden Andere für die Beiden sorgen. Eine echte unerschütterliche Liebe siegt über alle Hindernisse. Daran würden Sie mehr glauben, wenn Sie es selbst erfahren hätten."

Der Graf, welcher in der Schaustellung moralischer Grundsätze nur eine Komödie der Gouvernante sah, wollte ihr eine kleine Demüthigung nicht ersparen. Doch jetzt brauste Leonore Salviati im Zorne auf: „Per dio . . . ich habe Sie nicht zum Vertrauten meiner Herzensgeheimnisse gemacht, Herr Graf, und werde es nicht thun. Sie wissen nicht, ob auch nicht ich einer Liebe nachweine, an welcher mein Herz noch mit treuer Erinnerung festhält. Ein so hoffnungloses nur dem Schmerz und der Trauer geweihtes Leben . . . das gerade möchte ich meiner Isabella ersparen. Denn wenn diese aussichtlose Liebe tiefer in ihrem Herzen Wurzel schlägt, so wird ihr ganzes Leben . . ."

„Lassen wir das," unterbrach der Graf die declamirende Signora, die unwillkürlich lüsterne Seitenblicke auf die Goldbörse in seiner Hand warf; „erklären Sie bestimmt, ob Sie die Begegnung zwischen Rudolf und

Isabella am morgenden Abend möglich machen und schützen wollen, ob Sie überhaupt bereit sind, auch ferner ihrem Liebesglück jeden Vorschub zu leisten?"

Die Signora stand in Gedanken verloren.

„Ich weiß, daß ich meiner Isabella eine große Freude bereite . . . die größte seit Jahren, daß das Gefühl des Glückes wieder in ihr Herz einzieht . . . und wenn Sie versprechen, nicht bloß für meine Zukunft, sondern auch für diejenige des jungen Paares zu sorgen..."

„Sie haben mein Wort . . . Rudolf ist mein Freund; darin liegt wohl auch für Sie der Bürgschaft genug."

„Nun denn," sagte Fräulein Salviati, „ich gebe Ihnen meine Hand darauf, ich werde Ihren Wünschen nachkommen; ich gebe mich von heute ab in Ihren Schutz, in den Schutz eines Edelmannes und Ehrenmannes."

„So besorgen Sie diesen Brief an Isabella."

Die Goldbörse glitt neben dem Briefe in die Hand des Fräuleins, welches sich alsbald, einen leeren Fiaker benutzend, in die Villa zurückbegab. Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie die eroberten Schätze in ihrem Zimmer nachzählen durfte.

Der nächste Abend legte einen milden Goldschein über die ewige Stadt . . . duftig schimmerten die blauen Albaner- und Sabinerberge . . . auf die öde Campagna mit ihren Aquäducten und Pyramiden fiel ein warmes Licht . . . die Dome und Paläste der

sieben Hügel hoben sich leuchtend aus dem auf- und nieder wogenden Häusermeer hervor . . . der Tiber spülte Goldschaum an die Pfeiler der Brücken, über welche Patrizier und Plebejer, Ritter und Reisige, Päpste und Cardinäle gewandelt, und schlang seinen Arm im weiten Bogen um das Häuserlabyrinth, das sich zum Theil in kläglichem Verfall an den Fluß drängt. Unter der Tassoeiche von San Onofrio standen Rudolf und Graf Fersen und nahmen das erhebende Bild einer gleichsam zu Stein gewordenen Weltgeschichte mit Entzücken in sich auf.

So fieberhaft Rudolf's Spannung war auf sein Wiedersehen mit Isabella, er konnte seine glühende Sehnsucht nicht siegreicher bekämpfen, als wenn er sich auf Augenblicke in das großartige Bild der Weltstadt versenkte. Rom war doch die Hauptstadt Italiens seit alter Zeit . . . und dieses Landes schönste Tochter die Geliebte seiner Seele.

Sie trennten sich von der Stätte, wo so oft der unglückliche Dichter geweilt, dem der Wahnsinn den Strohkranz auf die Stirne drückte, welche der Lorbeer des Capitols schmücken sollte, und sie gingen verschiedene Wege nach der Villa des Grafen Vercone.

Fersen wurde angemeldet und angenommen. Vercone wollte den Gast in den Garten führen; doch diesem wurde der Protest durch das energische Einschreiten des Comthurs erspart, welcher sich einer so interessanten Unterhaltung nicht berauben lassen wollte. Daß dieser

die freie Luft nicht vertrug, wußte der Gast bereits; er erklärte, alsbald im Salon heimisch zu sein und sich hier am wohlsten zu fühlen. Der Comthur war ihm dafür dankbar; denn er fürchtete, daß del Vercone durch seine Erregtheit sich zu einer Unvorsichtigkeit werde fortreißen lassen. In der That musterte dieser den Gast mit feindseligen Blicken; Fersen empfand es mit dem Instinct, der uns sympathische und antipathische Begegnung schon durch das Gefühl unterscheiden lehrt, ehe noch der Rechner Verstand darüber zu Gericht sitzt. Der Graf wunderte sich über die plötzliche Wandlung im Benehmen des Hausherrn, der ihm bisher so freundlich und herzlich begegnet war; der Comthur suchte dies durch ganz besondere Höflichkeit auszugleichen und zwang sich, obschon er sonst im Ganzen wortkarg war, zu einer Gesprächigkeit, welche die Aufmerksamkeit des Gastes von der auffälligen Gereiztheit del Vercone's ablenken sollte; doch erschwerte der Gang, den das Gespräch nahm, wesentlich seine Bemühungen. Graf Fersen sprach von San Onofrio, von der Engelsburg, von ihrer tapferen Vertheidigung durch Crescentius gegen die Deutschen; von Otto's III. Glück und Ende. Da versetzte Graf Vercone:

„O, diese Römerfahrten der Deutschen! Durch alle Jahrhunderte ziehen sie sich hindurch und wie Otto III. die schöne Stephania, so eroberten die deutschen Eindringlinge zu allen Zeiten die Herzen der Römerinnen und machten sie untreu ihren Gelübden, ihren Ver-

pflichtungen! Dolch und Gift haben ein gutes Recht zur Abwehr und Rache: doch die Thatkraft des Mittelalters ist der neuen Zeit abhanden gekommen, und das heutige Rom läßt sich von den Barbaren — entschuldigen Sie das classische Wort — Vieles und Alles gefallen."

Der Comthur versuchte, diesem bedenklichen Herzensergusse eine heitere Wendung zu geben:

„Nun, unsere Römerinnen stammen nicht Alle von den Geschlechtern, von denen Livius und Tacitus sprechen, und auch nicht von ihren Sclaven und Freigelassenen. Die Barbaren, im Uebrigen sehr tapfere, liebenswürdige, ritterliche Leute, haben Rom so oft überfluthet, sich oftmals so fest hier eingebürgert, so häuslich niedergelassen, daß auch germanisches Blut in den Adern unserer Schönen pulsirt."

„Immerhin," sagte Fersen, „hat der Süden etwas Berauschendes für den von Norden kommenden Wanderer; hier liegen die Zaubergärten der Armida. Die weiche Luft, die satten Farben von Erd' und Himmel, die würzigen Düfte der Blumen, die ganze Trunkenheit der Natur . . . wer könnte sich diesen Eindrücken entziehen? Und steigert die Schönheit der Frauen nicht diesen Rausch, den wir mit allen Sinnen einsaugen? Ich muß bekennen, mir ging's wie dem jungen, schwärmerischen Kaiser . . . auch ich habe hier meine Stephania gefunden."

Graf del Vercone war aufgesprungen; auf den fragenden Blick Fersen's sagte der Comthur, daß sein Freund bisweilen an Nervenzufällen leide. Der Graf bestätigte dies, indem er seine Aufregung zu bekämpfen suchte und sich wieder ruhig im Fauteuil niedersetzte.

„Sie können mir," fuhr Graf Fersen fort, „bei Ihrer genauen Kenntniß der römischen Verhältnisse vielleicht einen guten Rath ertheilen. Ich muß ein Bekenntniß ablegen. Ich liebte ein schönes römisches Mädchen, das mich wiederliebte. Wir gaben uns ein Rendez-vous in einem Häuschen in Trastevere, da sie in ihrem eigenen Hause aufs Strengste überwacht war; man sprach von einem Wohlthäter, der sich ihre Liebe zu sichern glaubte und das willenlose Geschöpf . . . dafür hielt er dasselbe . . . für sich erzog."

Jetzt begann auch die steinerne Maske des Comthurs ein umheimliches Leben zu gewinnen; er sah mit steigender Besorgniß auf den Freund, warf ihm warnende und bannende Blicke zu, suchte dann wieder eine höchst gleichgiltige Miene anzunehmen und sagte:

„Das sind solche Abenteuer, wie sie den Herren in Rom öfter begegnen. Was da auch kommen mag, wir sind dagegen abgehärtet."

Er versuchte zu lächeln, ein Versuch, der auch sonst für ihn nicht ohne Schwierigkeiten war, diesmal aber gänzlich mißglückte. Graf Fersen war von seiner Sache hingerissen und achtete kaum auf den Eindruck, den seine Erzählung hervorrief.

„Was mir begegnet ist, dürfte doch wohl nicht zu den alltäglichen Vorkommnissen gehören. Nachdem die Geliebte dies Rendez-vous mit Hülfe einer Freundin durchgesetzt, nachdem wir uns feste Versprechungen gegeben für die nächste Zukunft, wo ich mit ihr Rom zu verlassen hoffte, habe ich sie nicht wiedergesehen. Sie ist spurlos verschwunden; nicht lebend, nicht todt war sie wieder aufzufinden, trotz aller Bemühungen der Polizei, deren Eifer mir allerdings im hohen Grade fragwürdig erschien."

Graf del Vercone war kreideweiß geworden und umklammerte krampfhaft mit der einen Hand die Stuhllehne. Jetzt fühlte sich der Comthur selbst beunruhigt; aber er suchte es durch den leisen Spott zu verbergen, mit dem er sagte:

„Wer könnte auf Erden ungestraft glücklich sein? Der hinkende Bote kommt immer nach. Nicht nur das unterirdische Rom, auch das Rom über der Erde hat seine Katakomben . . . und wer vermag die Geheimnisse einer Weltstadt zu ergründen?"

„Das ist die Sache der Polizei, für die es kein Geheimniß geben soll," sagte Graf Fersen; „doch da ich vergeblich bei dieser angeklopft . . . da ich es noch immer für meine Aufgabe halte, jenem Geheimniß auf die Spur zu kommen, so frage ich bei Ihnen an, meine Herren. Sie waren gewiß schon in ähnlicher Lage, und da scheint man hier auf Selbsthülfe angewiesen zu sein . . . giebt es nicht findige Leute aus dem Volke,

eine Art von Cicerone für geheime Dienste, welche dort eingreifen könnten, wo uns die Polizei im Stich läßt? Ich würde einem solchen Geheimpolizisten, den ich aus eigener Tasche besolde für meine Privatzwecke, ein ansehnliches Gehalt zahlen."

„Ich glaube nicht," sagte der Graf del Vercone, „daß Sie dafür geeignete Subjecte finden würden."

„Sollte nicht vielleicht einer oder der andere Cicerone . . ."

„O, die kennen nur das Rom, das aller Welt offen steht, und kümmern sich nicht um die dunklen Gassen, in denen sich keine Merkwürdigkeiten finden."

„Wir müssen aber doch," sagte der Comthur, „dem Grafen nach Kräften behülflich sein, wo es eine für ihn so wichtige Lebensfrage gilt. Es wäre doch nicht unmöglich . . . ich werde mich besinnen . . . wir können ein anderes Mal auf die Sache zurückkommen."

Der Comthur, welcher die schlecht verhehlte Bestürzung seines Freundes bemerkte, suchte das Gespräch von dem verhängnißvollen Thema abzulenken . . . und es gelang ihm auch. Mit einem raschen Seitenpas warf er sich in die Politik, stellte seine Ansichten so schroff wie möglich hin, um den Widerspruch des Gastes herauszufordern und seinen Eifer bei den besprochenen Fragen so festzuhalten, daß er nicht mehr auf sein Abenteuer zurückkam. Auch Fersen gab sich Mühe, die Unterhaltung so lange wie möglich fortzuspinnen, um das Liebesglück seines Freundes nicht zu verkürzen.

Endlich schied er, nicht ohne im Stillen über das seltsame Paar seine Glossen zu machen, das ihm jetzt mehr als ein Räthsel aufgab. Warum hatte der hochnervöse Graf jetzt ein so aufgeregtes Wesen angenommen, er, der ihn früher mit offenen Armen aufgenommen? Und was war das für ein sonderbarer Heiliger, dieser Comthur mit der steinernen Larve und dem Todtenkopfgesicht und dem Halsorden, welcher bewies, daß er einen höheren Rang im Staat und in der Gesellschaft einnahm?

Kaum hatte Fersen den Salon verlassen, als der Comthur sich erhob, dem Grafen die Hand auf die Schulter legte und mit zusammengekniffenen Lippen, die einen festen Entschluß bekundeten, sagte:

„Du wirst Dich selbst verrathen . . . was nützt Dir da mein langes Schweigen? Und was nützt es mir . . . ich werde um den Lohn desselben gebracht. Man darf nicht schwache Nerven haben, wenn man gewaltsame Thaten begangen hat. Nimm Dir ein Beispiel an den Briganti . . . die behalten ihre eiserne Stirn vor Gericht und am Fuße des Galgens.“

Der Graf zuckte zusammen.

„Du brauchst nicht zu zagen und zu zittern . . . noch halte ich das Geheimniß fest in meiner Hand, und ohne meine Hülfe wird kein Anderer den Schlüssel finden. Doch Du hast Dich überzeugen können, daß es einen Käufer giebt, der geneigt ist, eine hohe Summe dafür zu zahlen. Wenn ich darauf verzichte, so ist es ein

neues großes Opfer von mir . . . und Du wirst Deine Maßregeln darnach ergreifen. In vier Wochen ist Hochzeit!“

„Nur das Eine nicht! Mein Kind liebt Dich nicht.“

„Darnach frägt man hier zu Lande nicht. Ich bin eine gute Partie . . . nicht im Sinne der Krämer, welche die guten Partien zählen und wägen. Kann ein Mädchen einen besseren Mann finden, als einen solchen, der ihren Vater schützt vor Schmach und Tod? Dann hat auch sie selbst gewiß den besten Beschützer für's ganze Leben gefunden.“

Graf Vercone warf dem Genossen einen verächtlichen Blick zu.

„Ich bin der beste Kamerad,“ sagte dieser, „aber ich bin nicht ungefährlich. Reize meinen Zorn nicht! Ich kann auftreten und sagen, dieser leidenschaftliche Mann hier hat einen Mord begangen; er hat ein Mädchen, das er liebte, das er mit einem Anderen zusammen fand, aus Eifersucht getödtet. Ich bin Zeuge . . . und noch Eine, die in meiner Gewalt ist. Sie hat die Todte gesehen . . . sie hat mir geholfen, sie bei Seite zu schaffen. Sie erhält die Pension, die Du mir zahlst . . . für ihr Schweigen.“

„Betta Loredano,“ rief der Graf verzweifelt, „hätte ich Dich nie kennen lernen!“

„Du hast sie tödtlich, hast sie in's Herz getroffen . . . und dann stürztest Du fort wie ein Wahnsinniger.“

„Und ich fragte nicht . . . ich wagte nicht zu fragen, weil mich Schauder ergriff bei dem Gedanken . . ihre Leiche . . .“

„Sie wird uns nicht verrathen! Dafür ist gesorgt. Niemand weiß davon, außer den Eingeweihten, jenem Mädchen . . . und mir.“

„Wie ganz anders wäre mein Leben geworden ohne diese unselige That! Wie eine Kette schleif' ich sie nach; ich verwickle mich darin bei jedem Schritt, und Deine Hand greift sie auf und preßt mir die Glieder zusammen.“

„Dergleichen gehört nicht auf den Markt; es gehört in die Familie. Hältst Du mich aber nicht für würdig, die Hand Deiner Tochter zu erhalten, nun, so kann ich's ja auch auf dem Markt ausrufen . . . was hindert mich? Und wär' es auch nur, um dem Undank die verdiente Strafe zu Theil werden zu lassen.“

„Du spielst ein verwegenes Spiel . . . wenn Du mich zum Aeußersten treibst! Ich könnte . . . ja ich selbst könnte mich als schuldig bekennen, um mich von der Marter, von der Peinigung zu befreien, unter der ich verblute . . . ich könnte dies thun . . . um meiner Tochter willen. Ueberleg' es Dir wohl, was Du verlangst . . . und wenn ich heute den Muth nicht habe, ich könnte ihn morgen haben . . . und dann ist das schimpfliche Netz zerrissen, das Du mir über's Haupt geworfen. Du bist zu Schanden geworden mit allen Deinen Berechnungen . . . ich bin ein Verbrecher, aber

Du ein elender Bettler, und Du kannst die Vorhänge an den Eingangsthüren der Kirchen in die Höhe heben. Denn was bist Du ohne mich? Wenn ich Dich abschüttle . . . und mag es mir den Kopf kosten . . Niemand wird Dich aus dem Staube auflesen."

Und der Graf verließ den Salon in leidenschaftlicher Erregung. So hatte ihn der Comthur noch nie gesehen . . . er saß lange Zeit an den Nägeln kauend und ging mit sich zu Rathe, ob er den Bogen noch straffer spannen dürfe? Es war Gefahr dabei . . . der Graf war unberechenbar, wenn sein ungezügeltes Temperament ihn hinriß. Und die Anwesenheit des Grafen Fersen hatte ihn über's Maß erregt. Der Comthur beschloß, nicht weiter in ihn zu dringen, so schwer ihm auch dieser Entschluß wurde; denn so oft er Isabella sah, kams über ihn wie ein Fieber der Leidenschaft; sie erschien ihm mit jedem Tage begehrenswerther . . . und daß er sie zur Gefangenen gemacht, gab ihm ein stolzes Gefühl; der Gedanke berauschte ihn, daß sie in seiner Macht sei.

Während dies im Salon vor sich ging, hatte im Garten die Begegnung zwischen Isabella und Rudolf stattgefunden.

Der Brief, welchen Signora Salviati dem Fräulein überbrachte, hatte in der Seele Isabellens ein Freudenfeuer angezündet, daß der mondhelle Abend mit seinem schüchternen Licht von diesen feurigen Gluthen überflammt wurde. Schon der Gedanke, daß diese strenge

Wächterin auf einmal mit ihren Wünschen im Einverständniß sei, übte eine befreiende Wirkung auf ihr Gemüth aus. Sie konnte sich diesen Wechsel nicht erklären; sie hatte ja keine Ahnung von dem Ueberredungsmittel, womit Graf Fersen das Herz der Gouvernante erobert hatte. Diese beschränkte sich auf Andeutungen, daß der Graf sie bewogen, ihre Meinung und Gesinnung zu ändern. Doch darauf kam es ihr nicht an; der Brief, den sie in Händen hielt, gab ja den unwidersprechlichen Beweis, daß Rudolf in Rom war, daß sie ihn sehen, ihn sprechen würde . . . und gegen diese selige Gewißheit verschwanden ja die kleinen Zweifel und Fragen, die sie sonst beschäftigt hätten.

Doch nein, ein Zweifel blieb übrig, und das giftige Unkraut hatte der Comthur in ihr Herz gepflanzt. Er hatte von Giulia den erwünschten Brief erhalten, in welchem Rudolfs Verhältniß zu der Sängerin Griselda Loredano mit sehr lebhaften Farben geschildert wurde. Rudolf wurde zwar nicht genannt, aber die Bezeichnung „ein junger Student aus der Nähe des Schlosses Vercone" ließ kaum einen Zweifel übrig. Ein leises Mißtrauen warf einige Tropfen Wermuth in den Freudenbecher und so trat sie ihm nicht mit voller Hingebung entgegen.

Der Schloßverwalter des Fürsten Rospigliosi hatte seine Schuldigkeit gethan; er ließ Rudolf mit schlauem Augenzwinkern ins Schloß, durch den Hof und in den Garten treten, hielt sorgfältig Wache, daß kein unbe-

rufenes Auge ihm folge, kein anderer Eindringling ihn störe, und auch die Leiter lehnte am Kastanienbaum. Rudolf erstieg mit ihrer Hülfe die Mauer und warf sie dann auf die andere Seite hinüber, um sich den Rückzug zu sichern.

Da stand er mit klopfendem Herzen hinter den Taxusbüschen, welche die Fontäne einrahmten, deren im Abendlicht rothglühender Strahl sich so freudig himmelan hob, wie seines Herzens Wünsche und Hoffnungen. Nichts regte sich außer der plätschernden Wasserfluth. Schon beschlich ihn die Furcht, irgend ein Hinderniß oder gar ein Verrath könne das ersehnte Wiedersehen vereitelt haben; denn er traute der zweideutigen Signora Salviati nicht recht, trotz der Versicherungen Fersens, daß er sie ganz für den Freund gewonnen habe. Er zählte ängstlich die Secunden. Da sah er hinter den Orangeriebäumen, welche den Eingang des Gartens umgaben, ein schwarzes Kleid und ein spähend vorgeneigtes Antlitz; nicht lange dauerte es, so bewegte sich eine schlanke Mädchengestalt durch die Hauptgänge. Jenes schwarze Kleid verschwand indeß nicht. Fräulein Salviati blieb als Wächterin an den Pforten stehen; doch nun stand die Wandelnde vor ihm, reizvoll und schön, in aufgeblühter Pracht der Jugend, glühend vor innerer Aufregung. Rudolf eilte auf sie zu, um sie an's Herz zu schließen; doch sie wehrte ihn sanft ab, und wie ein Schleier von Wehmuth lag's auf den schönen Zügen. Er sah ihr befremdet in's Antlitz.

„Treu hab' ich Dein gedacht . . . mitten im Lärm der Weltstädte, auch dann, wenn mich das Dampfroß immer weiter in die Ferne trug, wie in meinem stillen Gemach. Ich hatte keinen Gedanken als Dich . . . und ungetrübtes Entzücken wäre mir das Wiedersehen, wenn nicht mein Stolz mir geböte mich zurückzuhalten."

„Dein Stolz? Wie versteh' ich dies?"

„Treue um Treue . . . aber wenn wir dem Liebenden nicht Alles sind, wenn er uns nur ein getheiltes Herz entgegenbringt . . ."

„Mein Herz kennt nur eine Empfindung, die es ganz ausfüllt . . die Liebe zu Dir!"

„Und jene Griselda Loredano?"

„Die Sängerin . . ."

„Du kennst sie . . . so lies diesen Brief!"

Und sie übergab ihm das Schreiben Giulias, welches der Comthur in ihren Händen gelassen, damit sie immer von Neuem das Gift schlürfe, welches darin enthalten war.

Rudolf war betroffen; er las und las, doch seine Züge erhellten sich.

„Das ist ein Mißverständniß! Nicht ich bin jener junge Student, von welchem dieser Brief spricht; es ist mein Freund Max Tesing, ebenfalls ein Gutsnachbar, dessen Eltern nicht weit von Eurem Schlosse wohnen. Er schwärmte für die Sängerin; ich selber stehe ihr gänzlich fern."

„Und das ist die Wahrheit?"

„Ich kann's beschwören."

Jetzt erst warf sich das schöne Mädchen jubelnd und mit rückhaltloser Leidenschaft in seine Arme.

„So gehören wir uns an . . . ganz, für's Leben."

Und mit glühenden Küssen besiegelten die Liebenden den geschlossenen Bund.

Dann aber riß sich Isabella aus den Armen des Geliebten los und sagte mit plötzlich verdüsterter Miene.

„Doch ein schweres Gewölk verhüllt uns noch die Sonne. Ich bin eine Gefangene."

„Eine Gefangene?"

„Ja, ich darf dieses Schloß nicht verlassen, nur am Arme meines Vaters. Es ist dies sein Gebot, aber es ist ihm aufgedrungen worden."

„Ah, der Comthur, der alte Todtenkopf, der schon einmal unsere Liebe angrinste; doch was bewegt ihn, solchen Bann über Dich zu verhängen?"

„Die Liebe!"

„Die Liebe . . . und dieser starre, kalte Säulenheilige, der sich vor der Lust des Lebens fürchtet, ist ja nur ein Hohn auf sie."

„Kannst Du's ihm wehren? Und wär's nur eine Einbildung, ein Wahn . . . er liebt mich, er will mich besitzen. Er hat mir kein Geheimniß daraus gemacht. Mir ist unheimlich in seiner Nähe. Das ist kein Vulcan, das ist eine Solfatara, weiße, todte,

brennende Erde, aus welcher Schwefel dampft. So ist das verloschene Herz dieses Mannes; aber mein Lebenspfad geht seitdem über diese heiße Erde, und ich fürchte, mir die Sohlen zu verbrennen.“

„Doch Du liebst ihn nicht . . . was kümmert Dich sein hoffnungloses Bemühen?“

„Er beherrscht meinen Vater . . . ich kenne den Zauber nicht, wodurch er herrscht. Doch mein Vater hat ihm gegenüber keinen Willen . . . er ist ein weiches Wachs, das der Andere nach Gutdünken formt. Jetzt aber mehr als je empfindet er den Druck, der auf ihm lastet; ich habe oft heftige Ausbrüche dieses Gefühls belauscht; aber er handelt unter einem eisernen Zwang . . . und das wird mir nimmer frommen. Wenn er ein Opfer ist, so bin ich's mit ihm.“

Rudolf wurde nachdenklich.

„Fürchte nichts . . . ich bin jetzt in Deiner Nähe. Und auch Graf Fersen . . . ich habe mächtige Freunde. Ehe wir zusehen, wie man Dich zu Deinem Unglück zwingen will, entführen wir Dich. Die Braut oder das Weib des Comthurs wirst Du nimmermehr . . . das gelob' ich; denn es wäre ein grenzenloser Frevel, diesem von einer krankhaften Begierde geheizten Moloch ein jugendliches Leben in den tödtlichen Arm zu werfen.“

Das waren begeisterte Worte voll Liebesgluth und Opfermuth; Isabella jauchzte auf, als sie dieselbe hörte, und selige Zuversicht flog in ihr Herz ein. Jetzt kosteten sie nur Augenblicke des Glückes und vergaßen

jede Bedrängniß; doch sie vergaßen auch die Zeit. Zählte der Springbrunnen daneben seine Tropfen? Unerschöpflich quoll ja die Fluth empor, die er verstreute, ob Stunden, ob Secunden dabei verrauschten ... es gab kein Maß der Zeit für das quellende Leben.

Doch Signora Salviati kam als Mahnerin. Die Dämmerung sank herab . . . die hohen Pinienwipfel fingen sie auf mit ihrem grünen Fächer, und lichtlos sprang die Wassersäule in das wachsende Dunkel hinein.

Freudige Zuversicht indeß beseelte das Herz der Liebenden; sie hatten sich gestärkt durch offenes Geständniß und den erneuten Schwur der Treue. Rudolf verschwand, über die Gartenmauer kletternd, stellte die Leiter wieder an ihren Platz und wurde beim Vorübergehen vom Hausverwalter der Rospigliosi mit einem vertraulichen Nicken begrüßt. Isabella aber begab sich in ihr Gemach, und als Fräulein Salviati dorthin gefolgt war, schloß sie dieselbe, die Freundin, die Schützerin ihres Glückes, mit dankbarem Ungestüm an's Herz. Die Triestinerin konnte sich in diese ungewohnte Zärtlichkeit nicht finden . . . und doch fiel damit ein kleiner Sonnenblick der Liebe in ihr verarmtes Leben, und es reute sie fast, daß sie um des Goldes willen gethan, was sie aus Liebe hätte thun sollen. Doch als sie vor dem Schlafengehen wieder ihre Goldstücke zählte, da war von einer Reue keine Spur mehr in ihrem Herzen.

* *
*

Am nächsten Morgen erhielt Rudolf ein anheimelndes Briefchen aus der Heimat . . . es war von Godwine. Er hatte die Fenster und Vorhänge seines Hôtelzimmers geschlossen, um sich ungestört zurückträumen zu können in das Vaterhaus.

Du lieber Ungetreuer und Weltschwärmer! Wir die wir im Lande bleiben und uns redlich nähren, senden Dir herzliche Grüße zu. Du sitzest jetzt in Rom in der berühmten Stadt, die mir so viel Kopfschmerzen gemacht in der Geschichtsstunde des Lehrers Dressel, denn ich konnte mir von den Patriziern und Plebejern anfangs gar keinen rechten Begriff machen, bis ich mir zuletzt als Patrizier den Schloßherrn del Vercone dachte und als Plebejer den Lehrer Dressel . . . und da ging mir ein Licht auf über die ganze römische Geschichte. Nachher freilich geht's kunterbunt durcheinander . . . und dann kamen diese häßlichen Cäsaren. Dressel wußte von ihnen die abscheulichsten Geschichten zu erzählen. Man muß doch ein recht böser Mensch sein, wenn soviel und solange von einem gesprochen werden soll . . . was die Leute Gutes thun, das kommt nicht in die Geschichtsbücher.

Hast Du denn schon den Papst gesehen . . . am Frohnleichnamstage . . . mit der großen Sonne auf dem Rücken? Solch ein würdiger Herr ist doch etwas ganz Anderes als die Cäsaren . . . außerdem lebt er noch. Versäum' es ja nicht, ihn zu sehen, wenn Du ihm auch nicht den Pantoffel küssest. Du mußt mir

von ihm erzählen. Ich bin zwar ein gut protestantisches Mädchen, und doch wünschte ich bisweilen, daß wir auch einen Papst hätten. Papa hätte dann gewiß eine bessere Pfarre bekommen; denn solch' ein Papst weiß doch die Verdienste zu würdigen, und er ist außerdem unfehlbar. Papa aber ist ein ausgezeichneter Pfarrer und er sorgt für seine ganze Gemeinde . . . leider wird er jetzt etwas alt. Er hat bisweilen Schmerzen an den Füßen; die Wasserstiefeln fangen an ihn zu genieren, und die Drainage geräth in's Stocken, da er's vermeidet, die nassen Aecker aufzusuchen. Das hat natürlich auf seine Predigten keinen Einfluß; ich halte viel von denselben; denn die Bauern lernen daraus auch, was die Landwirthschaft betrifft. Er weiß immer dergleichen mit einzuflechten, als Gleichniß oder Parabel, wie es heißt, und er malt das so genau aus, wenn vom Säen oder vom Dreschen die Rede ist, und er giebt in seinem Gleichniß so nebenbei die besten Methoden an, daß die Bauern darauf schwören, als wenn's in der Bibel stünde.

Bei Euch in Rom könnt Ihr Euch wahrscheinlich vor Apfelsinen nicht lassen, und wir nicht vor Aepfeln; es ist ein reicher Segen. Besonders die grauen Reinetten und die Borsdorfer . . . man sieht die Bäume vor lauter Aepfeln gar nicht. Namentlich der alte Aepfelbaum rechts am Stacket, der so schräg wächst, daß ich jedes Jahr glaube, er wird endlich einmal die Balance verlieren, wird fast erdrückt von der Last der

Früchte. Und auch der andere . . . rechts davon . . . der mit den Rosenäpfeln, der seine Aeste so possierlich verschränkt: der sieht aus, als ob es einen ganzen Tag Aepfel auf ihn niedergeregnet hätte. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob's denn im Paradiese so viele Aepfelbäume gegeben hat. Dann begriff ich nicht, warum Eva nicht den einen verbotenen stehen ließ und von den anderen aß. Apfel ist doch Apfel . . . besonders wenn die Sorte gut ist.

Bei Euch . . . da mag Alles duften und leuchten, goldig und schön, und die herrlichen Quellen, bei denen wie ich gelesen, allerlei Nymphen und sonstige Wasserweiber und Wassermänner in den Nischen Wacht halten . . . die rauschen gewiß wunderbar in der Mondnacht. Und Ihr könnt im Mondschein ohne Ueberzieher auf dem Aventin spazieren gehen . . . so hieß doch der eine Berg, wo die Plebejer immer streikten . . . das weiß ich vom Lehrer Dressel! Die anderen sechs Hügel kenne ich nicht; aber diesen denke ich mir ganz reizend . . . gewiß die schönsten Parkanlagen, wie beim Schloß Bercone. Sonst hätte es den Plebejern dort nicht so gut gefallen.

So schön ist's bei uns nicht mehr. Das macht die größere Nähe des Nordpols . . . wenigstens wenn wir uns mit Rom vergleichen. Es ist schon recht herbstlich bei uns: Morgens oft ein so dicker Nebel, daß wir das Haus des Dorfschmieds gegenüber nicht erkennen, und daß Hanne mit der Laterne in den

Hühnerstall gehen muß. Und die Schulkinder finden sich oft nicht zurecht; o, sie sind schlau, unsere Schulkinder! Sie verlaufen sich, wenn's ihnen gerade paßt.

Und in diesem Herbstnebel hat man oft recht trübe Gedanken . . . und so ist's mir lange Zeit gegangen. Ja, ich muß Dir mein Herz ausschütten, liebes Brüderchen, um so mehr, da das Schlimmste jetzt vorüber ist. Denn, denke Dir, ich habe einen Brief von Max erhalten, einen Brief aus London, und der war so freundlich und herzlich, daß ich weinen mußte; denn so hatte er noch nie an mich geschrieben. Jetzt mag der Nebel draußen noch so dick auf dem Dorfe liegen, daß des Schulzen Giebel nicht mehr daraus hervorragt . . . es stimmt mich nicht traurig; ich warte ruhig auf die Sonne, die jetzt auch in mein Leben hineinleuchtet.

Aber es stand schon sehr schlimm mit mir . . . und daran war Gretchen Susnick schuld, die Tochter des reichen Schulzen, die in der Stadt erzogen wird. In der Pension . . . da wissen sie Alles, und Gretchen wußte schon hier im Dorfe Alles, was die Leute trieben; sie hat einmal die Passion für's Klatschen. Und da schrieb sie mir aus der Stadt lauter Dinge, die mich schwermüthig machten. Max hat aber etwas auch Schuld daran; denn er trieb's ein wenig arg und gab mir gar kein Lebenszeichen.

Der Auftritt im Concertgarten hatte mich sehr aufgeregt; warum reizte Max den Nimrod? Große

Hunde sind immer gefährlich; es ist nicht gut mit ihnen Kirschen essen. Als aber Nimrod dem Max an die Kehle sprang, da war mir's, als sollt' ich in Ohnmacht fallen. Und als da Lärm und Spectakel wurde, schob mich der Papa rasch bei Seite und führte mich aus dem Garten; ich war mehr todt als lebendig. Und keine Nachricht: Max schrieb gar nicht, Du warst sehr wortkarg in Deinen Mittheilungen; aber es kam ein Brief von Gretchen Susnick, den ich mit zitternden Händen erbrach.

Das ist ein kluges Mädchen, ganz die Tochter ihres Vaters. Der ist reich geworden durch seine Klugheit . . . und auch Gretchen weiß, wo Bartel den Most holt. Als ich den Brief gelesen, da war mir freilich zu Muthe, als sollte ich hingerichtet werden; denn es standen fatale Dinge darin. Und sie hat eine Art zu erzählen . . . jedes Wort eine Brennessel, mit der man gepeitscht wird. Und in der ganzen Geschichte spielt außer dem Hund auch eine Sängerin eine Hauptrolle . . . sie heißt Griselda Loredano und ist wunderbar schön . . . wenigstens Abends im Concertsaal, wie Gretchen hinzufügt, um mich nicht ganz zu entmuthigen. Denn diese Griselda hatt es dem armen Max angethan . . . und die Affaire mit Nimrod hat sie auch auf dem Gewissen. Es war nicht bloßer Uebermuth, daß Max in seiner kampflustigen Stimmung . . . so ist er immer, wenn er fröhlich mit seinen Corpsbrüdern beim Glase Bier zusammensaß . . . den Nimrod reizte, sondern er

hatte eine Pique auf den Hund. Und doch hatte ihm dieser nichts zu Leide gethan . . . solch' ein armer Hund muß die Sünden seines Herrn büßen. Und dieser Herr war ein Graf Fersen, der bei der schönen Sängerin in besonderer Gunst stand. Das erbitterte Max, und deshalb ennuyirte er den Hund, wie Gretchen mir schreibt; so nennen sie's, glaub' ich, auf der Universität . . . und daher der große Krawall im Garten.

Es war mir recht weh um's Herz, daß ich gegen Max Partei ergreifen mußte; aber Nimrod saß in aller Ruhe da und dachte nichts Arges . . . warum reizte er das treue Thier? Und auch sein Interesse für die Sängerin . . . es war doch beleidigend für mich; denn wenn ich auch nichts singen kann, als einige Gesangbuchlieder . . . er hat sich doch zuerst für mich interessirt und mir's gestanden, und was kümmert ihn die wildfremde Person?

Doch Gretchen Susnick hat mir's zu erklären versucht. Einer schönen Stimme, die eine reizende Melodie vorträgt, kann das Herz eines jungen Mannes schwer widerstehen; es ist solch' eine Art Seelenduft, meint Gretchen; er wirkt berauschend und verführend. Die jungen Leute haben eben kein Urtheil; sonst würden sie wissen, daß, was sie für Seele halten, nichts ist als Stimmbildung und so und so viel beim Gesanglehrer gekostet hat. Wenn aber gar eine Sängerin meisterhaft trillert und Coloraturen singt, so verdreht sie der Jugend ganz die Köpfe. Gretchen hat

darüber eben ihre eigenen Ansichten. Wenn die Hexen noch verbrannt würden wie im Mittelalter, da müßte man jetzt diese Künstlerinnen verbrennen und zwar die berühmten zuerst; sie richteten gar so viel Unheil an mit ihrer Zauberei. Sie hätten auch den bösen Blick; aber er sei anderer Art als bei den rothäugigen Teufelsbräuten; doch er packe ebenso die arme Seele beim Fittich und fahre mit ihr ab in die ewige Verdammniß. Gretchen macht auch einen feinen Unterschied zwischen Opernsängerinnen und Concertsängerinnen. Die Ersteren seien nicht ganz so schlimm; denn in der Oper sei noch viel Maskerade und sie müßten die Blicke dorthin werfen, wo es der Dichter und der Componist vorgeschrieben; aber eine Concertsängerin habe keine andere Larve als ihre eigene, und sie werfe die Blicke keck in's Publicum über's Notenblatt. Das sei nur eine Art von musikalischem Fächer, über den hinweg es sich noch besser kokettiren lasse; sie trillerten mit den Blicken wie mit der Stimme . . . und das müsse schon ein sehr solider Jüngling sein, wer solchen Attentaten zu widerstehen vermöchte.

Gretchen ist sehr geistreich, das lernt man in der Pension.

Doch was hilft es mir? Max ist leider kein solider Jüngling . . . und das Alles konnte mich wenig trösten. Man verbrennt eben heutzutage nicht mehr die Hexen; das Entrée auf dem Blocksberg ist wohlfeil, wie Gretchen sagt, und manche haben sogar ein

Partoutbillet. O, es stimmte mich recht traurig, und ich weinte die Nächte hindurch; denn ich mußte glauben, daß Max für mich verloren sei; und ich konnte mir mein künftiges Leben ohne ihn gar nicht denken. Ich dankte Gretchen für ihre freundlichen Mittheilungen, obwohl sie mir das Herz brachen; man weiß doch wenigstens, wie es in der Welt zugeht. Nicht lange darauf erhielt ich wieder einen Brief.

Mit der Sängerin war's zu Ende. Gott sei Dank; sie hatten sich in Unfrieden getrennt; doch nun kommt das Schlimmste nach. Da weiß selbst Gretchen keine rechte Erklärung mehr, und sie wirft, wie sie sagt, die Büchse in's Korn. Es ist einfach unerklärlich. Ein Biermädchen, Suschen mit Namen, aus unserer Gegend, ist an Stelle jener Griselda in Maxens Herz getreten. Dieselbe kann gar nicht singen und ist auch nicht berühmt. Gretchen will aus bester Quelle wissen, daß sie nicht einmal schön ist; sie meint zwar, das sei Geschmackssache mit der Schönheit; wer aber einen durch Gymnasialbildung geläuterten Geschmack besitze, wie der Max, der könne unmöglich ein Mädchen vom Dorfe schön finden, das dicke rothe Backen habe und starke Glieder, mit denen es große Lasten heben könne, das aber sonst ein höchst gewöhnliches Dutzendgesicht besitze, eines jener Gesichter, mit denen man bei einem Erntefest ein ganzes photographisches Album füllen kann. Gleichviel . . . Max ist mit diesem Suschen ausgeritten; sie haben zusammen der Sängerin einen

Streich gespielt, an der Spitze der Corpsbrüder . . . und auch das finde ich nicht schön; man muß nie Scandal machen, wenn man einmal geliebt hat, sondern ruhig Gras über der Stätte wachsen lassen. Doch Du kennst ja den ganzen Spuk, den sie damals getrieben haben. Gretchen hat mir Alles erzählt.

Ich war sehr unglücklich über Suschen; von einem so unbedeutenden Ding in den Schatten gestellt zu werden . . . das war doch zu arg, und ich hatte wieder ein paar schlummerlose Nächte, so daß Papa mein Aussehen ganz bedenklich fand. Und nun kam abermals eine Nachricht; der Vater von Max hatte ein Einsehen gehabt, und nachdem er ihn und Suschen bei einer zärtlichen Umarmung ertappt, fand er die studentische Laufbahn für seinen Sohn nicht mehr geeignet und schickte ihn nach England, wo er den Getreidebau und das landwirthschaftliche Maschinenwesen an der Quelle studiren sollte.

Da stand ich nun, Gretchens Brief in der Hand, und wußte nicht, ob ich mich freuen oder grämen sollte. Ich freute mich sehr, daß Suschen nun das Nachsehen hatte; aber es schmerzte mich, daß er in die Ferne zog, daß ich auf so lange Zeit von ihm Abschied nehmen mußte. Und er kam nicht einmal, um Abschied zu nehmen . . . er war auf dem Gut des Vaters und kam nicht einmal zu uns herüber. O, wie viele Thränen mich das wieder gekostet hat! Bei der Stickerei kam mir's immer in's Auge . . . und ich stickte für

Papa zu Weihnachten ein paar Pantoffeln . . . die sollten recht geräumig werden, wie er sie jetzt braucht . . . Pantoffeln mit lauter Kornblumen, Kornraden für den einen Fuß und Cyanen für den anderen; doch die verwünschten Thränen störten mich sehr, so daß ich das rechte Blau oft nicht finden konnte. Und so ging's auch beim Erbsenlesen in der Küche, so daß es sogar die Mägde bemerkten. Ich schob's auf den Rauch; doch es rauchte leider sehr wenig.

Auch diese trübe Zeit ging vorüber; denn es kam ein Brief aus England . . . und nun war Alles vergeben und vergessen. Max schrieb mir, daß er seine Jugendstreiche und Verirrungen bereue, daß er nicht zu uns gekommen sei, weil er sich derselben geschämt habe, daß er aber jetzt etwas Tüchtiges leisten wolle. Und wenn er jetzt zum Besuch in's Vaterhaus komme, so werde er noch an demselben Tage bei uns sich einfinden. Der Brief war zu reizend . . . ‚Liebe Godwine' immer zwischendurch zwischen den Garbenbinde- und Erntemaschinen und Tiefculturpflügen, die er schilderte . . . ich hätte nicht geglaubt, daß ich davon so gerührt werden konnte. Doch es war ja so viel zwischen den Zeilen zu lesen. ‚Wenn ich erst Vaters Gut bewirthschafte, dann wirst auch Du alle diese Maschinen kennen lernen, wir schaffen sie uns an.' O, ich bin überglücklich, Rudolf! Vater wundert sich, daß ich so über die Gräben springe, und es paßt sich auch eigentlich nicht, doch ich kann mich vor lauter Glück nicht lassen.

Denk' ich an die Allotria von Max . . . nun, es giebt mir zwar einen kleinen Stich in's Herz; doch wir waren ja nicht eigentlich verlobt . . . und so mag's gehen, wenn er nur zur rechten Zeit zurückkommt! Vor den Engländerinnen fürchte ich mich nicht . . . die sollen sehr langweilig sein Das ist nichts für Max. Er schreibt es auch; er hat neulich in einer Gesellschaft, wo eine reizende Miß neben der anderen saß, fast den Gähnkrampf bekommen.

Und nun lebe wohl, lieber Rudolf! Hast Du keine Nachricht von Deiner Isabella? Das war doch ein entzückendes Mädchen! Sind sie in Italien alle so schön? Dann nimm Dich vor Verwechslungen in Acht; denn Du mußt ihr treu bleiben. Vater läßt Dich herzlich grüßen. Er liest den Brief von Max eben so aufmerksam, wie ich selbst ihn gelesen . . . es ist wegen der landwirthschaftlichen Maschinen. Eine Mähe- und Erntemaschine könnte Papa sehr gut brauchen. Doch seine Pfarrstelle wirft's nicht ab, und eine bessere bekommt er nicht mehr. Er wird eben recht alt . . . und das Alter verdirbt die Carrière. Gruß und Kuß!

Deine treue Schwester

Godwine."

Rudolf las den Brief immer von Neuem; er versetzte ihn ganz in die friedliche Idylle seiner Heimat . . . und des lieben herzigen Mädchens und seiner Alles verzeihenden Güte dachte er mit stiller Rührung.

*

*   *

Graf Fersen und Rudolf hatten einen kurzen Ausflug in die Albanerberge und an den Nemisee unternommen. Von den hohen Klöstern, den ragenden Bergspitzen um den Albanersee sahen sie die reiche Landschaft, die Meeresküste, das vielgethürmte Rom. Rudolfs Herz weilte bei der Geliebten, und er sandte ihr Grüße zu, so oft die Weltstadt aus dem Duft der Ferne tauchte.

Durch die prächtige Waldlandschaft von Ariccia, deren großartige Baumgruppen alle Lügen strafen, welche nur von dem Sonnenbrand der kahlen Felsen Italiens zu sprechen wissen, zogen die beiden Wanderer dem reizenden Nemisee zu, der wie ein köstliches Kleinod, wie ein glänzender Saphir aus dem smaragdenen Grün hervorleuchtet, das ihn rings einfaßt. Es war ein schwüler Tag . . . vom Volskergebirg herüber zog ein Wettergewölk und warf seine Schatten über die Fluth, aus welcher die letzten aufleuchtenden Sonnenblitze verschwanden. Die Wanderer beschleunigten den Schritt; doch der runde Thurm des Castells von Nemi ragte noch immer fern genug auf seinem Felsen. Sie wandelten den Weg am Rande des Sees; die herrlichen Bäume, die sonst hier Schatten gewähren, kündeten jetzt, wo die Sonne verhüllt war, lautrauschend, vom Sturme geschüttelt, das nahende Unwetter. Der sonst so stille, schwermüthige See, an dessen Ufer einst die Klage der Quellgöttin Egeria um den weisen Numa ertönte zeigte jetzt einen lebhafteren Wellenschlag,

und wenn die geschichts- und sagenkundigen jungen Männer die Gestalt der reizenden Rathgeberin eines weisheitsvollen Königs aus dem Dunkel der Zeiten heraufbeschworen, so mochten die Blitze, die aus den Wolken niederfuhren, sie an den Capitolinischen Jupiter erinnern, der so oft auf die ewige Stadt seinen Donnerkeil geschleudert.

Sie beeilten sich, dem wachsenden Unwetter zu entfliehen und einen sicheren Zufluchtsort zu erreichen; doch immer näher kam der rollende Donner, immer kürzer wurden die Pausen zwischen ihm und dem Blitz und schon schmetterte der Strahl im alten Hain der Diana auf eine Eiche nieder, deren Stamm er verkohlte. Nun aber ergoß sich ein Wetterguß, wolkenbruchartig, das Schirmdach der Bäume durchbrechend ... und die Wanderer sahen sich ängstlicher nach einem Unterstand um.

Da erblickten sie, linksab vom Weg, der hier den Felsen in die Höhe klimmt, ein seitwärts in eine Schlucht gebautes Haus, das durch ein verwildertes Buschwerk hindurch sein altes graues Gemäuer zeigte. Sie eilten zu demselben hin auf einem fast unwegsamen Pfade. Doch wenig gastlich zeigte sich auf den ersten Blick das ersehnte Asyl; eine hohe Holzumzäunung mit spitzen Pfählen umgab es von allen Seiten, und das eiserne Thor war durch ein schweres Schloß gesichert. Nichts schien sich zu regen in dem alten Mauerwerk; auf das laute Rufen des Grafen und Rudolfs ant-

wortete indeß das Geheul von Kettenhunden; ein Beweis, daß es, obschon es den Anschein einer verlassenen Osteria hatte, nicht unbewohnt war. Graf Fersen zog einen Revolver hervor und feuerte ihn ab . . . und der Schall der Schüsse schien das erstorbene Leben in dem alten Gemäuer zu wecken; ein schlürfender Schritt nahte sich, eine gegen den Regen vermummte Gestalt.

„Was wollt Ihr?“ fragte der Bursche, dessen kecke Augen aus der Umhüllung hervorblitzten.

„Ein Unterkommen,“ versetzte Graf Fersen, „und sogleich!“

„Es ist hier keine Osteria . . . ziehen Sie weiter nach der Stadt zu!“

„Ein Unterkommen,“ rief jetzt Graf Fersen, „oder ich verkünd' es oben in der Stadt, daß hier ein nichtswürdiges Gesindel wohnt, welches keine Gastfreundschaft kennt, und werde diese Räuberhöhle durch die Behörden untersuchen lassen.“

Graf Fersen hatte hiermit den rechten Ton angeschlagen, der eine von ihm selbst kaum geahnte Wirkung hervorrief.

„Treten Sie ein“, sagte der junge Bursche; „in's Haus selbst kann ich Sie nicht führen. Da weilt eine arme Kranke, die ich vor jeder Aufregung schützen muß; doch hier sind sie sicher vor dem Regen und Unwetter.“

Er deutete auf ein kleines stallartiges Nebengebäude, das nur aus einem größeren Raume bestand. Sie traten ein; ein Holztisch mit ein paar Stühlen bildete das ganze Ameublement. Auf einem dieser Stühle hatte offenbar der Bursche seinen Standplatz aufgeschlagen: auf dem Tische davor stand eine Flasche Landwein von Genzanos Rebenbergen und ein Glas. Im Hintergrunde befanden sich ein paar bei Seite gestellte Krippen, und es führte eine Thür in das Hauptgebäude. Die beiden Kettenhunde waren zwar durch den Burschen besänftigt worden, so daß sie die vorübergehenden Fremden, ohne sie anzufahren, nur mit mißtrauischen Blicken ansahen; doch das unbehagliche Gefühl, daß Fremde im Hause waren, versetzte sie bald wieder in Aufregung, und sie fingen an zu bellen und zu heulen.

Der Bursche ersuchte seine Gäste, die Tücher und Regenmäntel, womit sie sich gegen das Wetter geschützt hatten, abzulegen; er werde seine Schwester rufen, daß sie dieselben am warmen Heerde trockne.

„Wenn wir nur hier nicht in eine Brigantenhöhle gerathen sind,“ versetzte der Graf, als der Bursche sich entfernt hatte, und lud wieder seinen Revolver.

„Es sieht freilich hier abenteuerlich aus,“ meinte Rudolf, „und man kann nicht vorsichtig genug sein in diesen Bergen. Das Räuberwesen gehört hier zur Volkssitte — und auch eine gute Regierung vermag

es nicht auszurotten. Die Briganti erscheinen in allen möglichen Gestalten und selbst die Ackerbauer, die von den Bergen herab in die Ebene ziehen und dort ihre Dienste vermiethen, treiben nach ihrer Rückkehr wieder das Räuberhandwerk in den Bergen."

Der Bursche kam zurück, brachte zwei Gläser und schenkte dem Grafen ein, der kein Auge von ihm verwandte. Rudolf war indessen an die nach innen gehende Thür getreten und hatte Tuch und Regenmantel einem Mädchen übergeben, das dort hereinlugte: es war ein häßliches Geschöpf mit rothen Haaren und einem boshaften Gesichtsausdrucke. Sie nahm die Sachen an sich und trat rasch wieder durch die Thüre in's Hauptgebäude.

Das Unwetter tobte inzwischen draußen noch immer fort: Blitze erhellten die Felsgruft, in welcher das Haus eingebettet schien, und leuchteten in das Buschwerk hinein, als wollten sie dort geheime Verstecke aufspüren. Der Donner rollte noch über dem Nemisee, aber allmählich wurden seine Schläge schwächer; das Ungewitter schien sich nach der Bergwarte der Due torri hinüberzuziehen; aber der Regen prasselte noch unermüdlich nieder, und schon begann das lecke Dach des Seitengebäudes eine Traufe durchzulassen, welche den vino vero mit Wasser zu taufen drohte. Der Bursche rückte mit einem Fluche den Tisch etwas weiter fort. Der Graf ließ sich den köstlichen Landwein schmecken; Rudolf stand am Fenster und hatte

den Blick seitwärts auf das altersgraue Haus gerichtet, das wie einäugig unter einer Dachrinne hervorschielte, welche jeden Zusammenhang mit ihm verloren zu haben schien, gelockert und verbogen in der Luft hing und einen überfluthenden Wasserschwall ergoß. Das Haus hatte nur ein Fenster, welches durch eine Jalousie geschlossen war; die anderen waren zugemauert: die Thüre aber war mit schweren Eisenstangen verschlossen.

„Das ist wohl hier eine Art Gefängniß," sagte Rudolf, an den Tisch zurückkehrend; „die alte Baracke ist ja wie mit einem eisernen Mieder zusammengeschnürt."

„Wir bewachen hier eine Kranke," versetzte der Bursche, „welche von den Menschen fern gehalten werden muß, da sie oft an gefährlichen Anfällen leidet."

„Und warum wird sie da nicht in einer Anstalt untergebracht?" versetzte der Graf.

„Ihr Vormund wünscht es nicht; das würde sie noch mehr aufregen, hier ist sie besser aufgehoben."

Das schien den Gästen wenig einleuchtend: denn ein so verfallenes Haus und so zweideutige Bewohner eigneten sich durchaus nicht für Krankenpflege. Der Bursche las diese Bedenken in ihren Gesichtszügen.

„Es ist dies ein alter Besitz des Vormundes," sagte er, „doch dieser ist in keiner glänzenden Vermögenslage und hat sich darauf beschränkt, das Innere des Hauses wohnlich einzurichten. Es ist ja keine Villa, die am Wege liegt und mit ihrer Schönheit

prunken will. Mag ihr Aeußeres wenig einladend sein . . . wir brauchen keine Gäste."

Die Mienen des Burschen nahmen jetzt einen trotzigen Zug an. Er bemerkte das Mißvergnügen der beiden Forestieri und setzte sich dagegen durch ein herausforderndes Wesen zur Wehr. Schon seine letzten Worte hatten etwas Beleidigendes.

„Der Regen hat nachgelassen," sagte er, „und ich hoffe, ihre Sachen werden inzwischen getrocknet sein . . . ich werde danach sehen."

Er ging durch die Thüre, die er halb offen ließ, in's Innere des Hauses: da ertönte plötzlich ein lautes Rufen und Schreien, verworrenes Stimmengeräusch, ein heftiges Hinundher.

Der Bursche kam hastig mit den Sachen herein. „Nun gehen Sie, Signori, die Kranke hat es gemerkt, daß Fremde anwesend sind, und ist dadurch in große Aufregung gerathen."

Von drinnen ertönten wiederholt laute Hilferufe, dazwischen eine kreischende Stimme mit dem Ausdrucke widerwärtiger Wuth.

„Wir gehen nicht", sagte jetzt Graf Fersen entschlossen, „bis wir uns überzeugt haben, wer hier um Hilfe ruft und was da drinnen vorgeht. Platz da . . . wir wollen in's Haus."

Der Bursche stellte sich abwehrend vor die Thüre; doch der Graf zog seinen Revolver hervor.

„Hier geschieht eine freche Gewaltthat. Platz da . . . oder ich schieße Sie nieder“.

Vor dieser Entschlossenheit wich der Bursche zurück und ließ den Eingang frei.

Der Graf und Rudolf drangen durch einen engen Corridor in einen Vorsaal, zu dem einige Stufen in die Höhe führten, und hier hörten sie im Nachbarzimmer, dessen Thüre offen stand, aus nächster Nähe die kreischende Stimme, welche sich in heftigen Schmähworten erging, die durch ein krampfhaftes Athemholen unterbrochen wurden, offenbar in Folge einer körperlichen Anstrengung, welche den Athem benahm. Und in der That erblickten sie, an die Thüre tretend, ein aufregendes Schauspiel: zwei Mädchen, die miteinander rangen, indem die eine, ein häßliches, rothhaariges lahmes Ding, die andere hindern wollte, durch die Thüre hinauszugelangen. Diese aber bot ihre ganze, anscheinend aber nicht ausreichende Kraft auf, um den Ausgang zu erzwingen: die rothhaarige Wächterin entwickelte eine zähe Energie, während sie mit gellender Stimme den Namen Pietro rief.

Der Eintritt der Fremden endete augenblicklich den Kampf. Mit einem Aufschrei des Schreckens fuhr die Gestalt der Wächterin zurück, die bisher die sie fortdrängende Gegnerin verdeckt hatte. Des Grafen erster Blick fiel auf das zurückweichende Mädchen; wie eine Erleuchtung kam es über ihn. Diese unschönen

Züge, diese abschreckende Körperbildung: er kannte sie ja von früher.

„Angiolina," rief er, nicht mit Abscheu, sondern mit Freude: endlich hatte er ja das Wesen gefunden, das ihm über Betta's Geschick Auskunft ertheilen konnte.

„Per dio, wir sind verloren!" rief diese in Verzweiflung.

„Sie entgehen mir nicht," sagte der Graf, „Sie sollen und müssen mir Rede stehen . . . was ist aus Betta geworden?"

Er hatte Angiolina fest am Arme gefaßt und blickte ihr finster und drohend ins Gesicht. Sie schloß ihre röthlichen zwinkernden Augen fast einer Ohnmacht nahe und schien sich willenlos in ein Schicksal zu ergeben, das sie nicht zu wenden vermochte.

„Pietro! Pietro!" rief sie mit bebender Lippe. Der Bursche erschien achselzuckend hinten im Rahmen der Thüre. Rudolf faßte ihn scharf in's Auge, um bei jeder verdächtigen Regung auf ihn loszustürzen.

So hatten Beide kaum die arme Kranke beachtet, welche mit tiefem Athemholen sich das' dunkle Gelock, welches beim Ringen gelockert worden war, zurückstrich, ihre Kleider glättete und faltete, aus Scheu vor den fremden Männern, zu denen sie doch eine unbezwingliche Sehnsucht getrieben, welche so die erregte Scene veranlaßt hatte; sie wich in die Fensternische zurück, um dort ihre verstörte Toilette zu ordnen, zugleich in

krampfhafter Angst nach den Männern spähend, in denen sie doch ihre Erretter begrüßen mußte, und während Angiolina mit höhnischem Gelächter ausrief: „Was aus Betta geworden? Fragt sie doch selbst ... und nun laßt mich los!“ ertönte ein lauter Aufschrei aus der Fensternische; ein blasses, liebliches Mädchen stürzte daraus hervor und in Fersen's Arme, welcher eben Angiolina bei Seite gestoßen.

„Betta,“ rief dieser mit jubelndem Ausruf, „o, nun ist Alles gut.“

Rudolf selbst konnte seiner theilnahmevollen Freude nicht Herr werden; doch er ließ dabei das verdächtige Paar nicht aus den Augen, welches eine drohende Miene annahm.

„O, wie Du blaß und leidend aussiehst!“

„Nur fort von hier ... fort von hier,“ rief Betta, den Geliebten angstvoll umklammernd, „schütze mich, rette mich!“

„Man hält Dich hier wider Willen fest?“

„Wider Willen!“

„Das genügt! Und Du bist geistig frei und klar, nicht zerrütteten Sinnes, wie Jene vorgeben? Die Freude des Wiedersehens ist nicht blos eine plötzlich auflodernde Fackel, welche die Nacht des Wahnsinns erhellt?“

„Die Nacht des Wahnsinns! O ja, ich hätte wahnsinnig werden können, ich hatte ein Recht dazu! So hat man mich gepeinigt! Und jetzt ... wenn ich

sie ertrage, die grenzenlose Freude, wenn auch jetzt mein Herz nicht gelähmt wird, meine Sinne nicht verstört, dann wirst Du's wohl glauben, Du Treuer, Du Einziger, daß ich ein starkes Mädchen bin, von gesunden Sinnen, und daß alles Leid, das über mich gekommen, nur von fremden bösen Menschen herrührt."

„Und dieses Leides letzte Stunde soll jetzt geschlagen haben . . . ich gelob' es Dir. Ich kenne Dein Schicksal nicht, aber was ich hier gesehen und gehört, genügt, um mein tiefstes Mitleid zu erregen. Nimm Hut und Mantel und folge mir hinauf nach Nemi; ich werde Dich dort in den Schutz der Behörden stellen . . . diese da soll Dich begleiten; sie ist's ja gewöhnt, Deinen Schutzgeist zu spielen."

Ein böses Lächeln umschwebte Angiolina's Lippen; sie hätte sich gern geweigert, doch ein Blick auf den Revolver des Grafen und die finstere Entschlossenheit in seinen Zügen lehrte sie Gehorsam. Der Bursche kämpfte mit verzweifelten Gedanken; er dachte daran, herauszustürzen und das Haus in Brand zu stecken, damit die frechen Eindringlinge zusammen mit dem verhaßten Opfer ein Raub der Flammen würden. Doch es fehlte ihm an Zeit dazu, und er konnte sich nicht entfernen, ohne Verdacht zu erregen. Heimtückisch schielte er nach dem Revolver, ob er sich nicht desselben durch plötzlichen Ueberfall bemächtigen könne; doch die Uebermacht der zwei jungen Männer erschien ihm zu bedenklich, und er mußte auch diesen verwegenen Plan

aufgeben. Das aber fühlte er, daß mit dieser Stunde eine Wendung in seinem Leben eingetreten sei, und daß er eine neue Laufbahn einschlagen müsse.

Draußen war es still geworden; ein Regenbogen legte sich über das abziehende Gewölk, und die Strahlen der scheidenden Sonne warfen einen rothen Wiederschein auf das einzige Fenster des baufälligen Hauses.

Nicht lange dauerte es, so zogen die zwei jungen Deutschen mit den beiden Mädchen den Felsweg nach dem kleinen Nemi hinauf. Pietro war mit den beiden Kettenhunden in der alten Baracke zurückgeblieben; Graf Fersen glaubte, indem er sich Angiolina's versichert hatte, über genügende Zeugenaussagen zu verfügen; es schien ihm ausreichend, einen Helfershelfer der schnöden Gewaltthat in seiner Hand zu haben. Pietro aber verließ rasch das unheimliche Haus; er schied mit einem Fluche von den getreuen Wächterhunden, denen er wünschte, daß sie vergessen werden und verhungern möchten, und begab sich zu seinem Vetter Cosimo in's Volskergebirge, wo gerade ein tüchtiger Brigante auf lohnende Arbeit rechnen konnte.

* * *

Im Zimmer eines kleinen Albergo in Nemi, welches den Ausblick auf den waldumrauschten See gewährte, saßen Fersen und Betta am Fenster, während Angiolina das Haupt auf die Hand gestützt, auf einem Schemel

in der Fensterecke kauerte. Rudolf war sofort zum Sindaco gegangen, um ihm Anzeige von dem Vorfall zu machen und Angiolina's Verhaftung zu verlangen.

Fersen las aus Betta's bleichen Zügen die Geschichte ihrer langen Leiden. Doch das sanfte liebliche Gesicht übte denselben Zauber aus wie früher; aus den großen Augen mit den langen seidenen Wimpern blickte jetzt so viel Hingebung, so viel Entzücken, daß der Schmerzenszug, der sich in diesen Zügen eingegraben, davon überstrahlt wurde. So viel Sonnenschein war auf einmal in ihre Seele gefluthet nach der langen Nacht, daß sie fast an dies überraschende Glück nicht glauben wollte; doch ein Blick auf den Geliebten zeigte ihr ja, daß sie nicht träume, daß dieses Glück volle Wahrheit sei. Sie hielten sich fest umschlungen, und ein feuriger Kuß besiegelte den erneuten Bund. Angiolina blickte auf... es war ein Blick voll Neid und Haß. Dann stützte sie wieder das Haupt auf die Hände mit geschlossenem Auge; sie sah nichts vor sich als den Abgrund, an dem sie stand. Dabei lauschte sie auf jedes Wort, als Betta jetzt auf den Wunsch Fersens zu erzählen begann; sie hoffte irgend einen Rettungsanker zu finden, an den sie sich festklammern konnte.

„An jenem Tage," erzählte Betta, „als wir in der Via de' Salami uns zum letzten Male getroffen, hattest Du mich kaum verlassen, als eine Tapetenthür in der Wand, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte, sich öffnete und mit funkelnden Augen ein Wüthender

hereintrat, den gezückten Dolch in der Hand. O, ich erkannte ihn nur zu gut . . . es war mein Wohlthäter, der mich für sich erzog, der mir seine Liebe gestanden, den ich nicht ohne Hoffnung gelassen und den ich jetzt täuschte. Mich ergriff eine bange Gewissensangst gleichzeitig mit dem Schrecken vor dem Eindringling, der seiner selbst nicht mächtig schien."

„Nichtswürdige," rief er mir zu, „ich habe Alles gehört, so hintergehst Du mich! Das ist der Dank für das, was ich für Dich gethan. O, Du bist nicht werth zu leben und zu athmen."

„Das waren die letzten Worte, die ich vernahm... dann sah ich den blitzenden Dolch dicht vor meinen Augen . . . ich brach mit einem Schmerzensschrei zusammen, und mir schwanden die Sinne.

„Lange Zeit mochte vergangen sein, ehe ich wieder die Augen aufschlug. Ich fand mich in einem düsteren Kellergewölbe . . . diese hier saß an meinem Lager und verband mir die Wunden. Ihr Bruder kam dazu mit einem Genossen, welcher, wie es schien, Wunden zu beurtheilen und zu heilen verstand. Es war kein Arzt, das sah ich wohl, es war ein Mann aus dem Volke mit breitgekrämpten Filzhut; er fühlte mir den Puls und sah mich mit durchbohrenden Blicken an. Bald lag ich wieder im Fieber, und in meinen Phantasien sah ich bisweilen den Tod an meinem Lager sitzen, unheimlich, starr und ich schauderte zusammen. Als das Fieber nachließ und die Seele wieder die Herrschaft

über die Sinne gewann, bemerkte ich mehrmals eine Erscheinung, welche ich in der Aufregung des Fiebertraumes wohl für den Tod hätte halten können: so starr waren die Züge des Mannes und sein Blick und so kahl der Todtenkopf. Er gab hier Befehle; er schien die rechte Hand meines Wohlthäters zu sein.

„Da mich mein Gewissen daran mahnte, daß ich, aus grenzenloser Liebe zu Dir, in der That die Schuld des Dankes schlecht bezahlt, der solchen Wohlthaten gebührte, so faßte ich den festen Entschluß, Niemandem von jener Uebereilung zu sprechen, deren sich der Eifersüchtige schuldig gemacht, um sein Lebensglück nicht zu zerstören. Ich kam damit den Wünschen meiner Umgebung entgegen und fügte mich in Alles, was über mich beschlossen wurde. Nur die Sehnsucht nach Dir verzehrte mich im Innersten; Dir Kunde davon zu geben, was mir begegnet, und daß ich noch lebe, war mein heißester Wunsch; doch gerade dies mußte mir versagt bleiben; denn ich war in den Händen von Leuten, die in den Diensten Deines Feindes standen.

„Eines Tages wurde mir die Mittheilung, daß ich die Stadt verlassen und auf's Land ziehen müsse. Zur Nachtzeit hielt ein geschlossener Wagen vor der Thür des Häuschens, in dessen Keller man mich untergebracht hatte: man brachte mich in den Wagen. Angiolina und ihr Bruder saßen mir gegenüber. Es war eine Traumfahrt in mondheller Nacht; ich durfte wieder frische Luft schöpfen; ich hörte rauschende Wälder und sah in

versilberte Fernen und mit den freien Athemzügen sog ich das Gefühl langentbehrter Freiheit ein. Ich hoffte in der freien Natur, sei es im Waldesschatten, sei es auf Rebenbergen, meine volle Freiheit wiederzugewinnen.

„Doch wie wurde ich enttäuscht, als ich in das verfallene Anwesen gebracht wurde und wie eine Gefangene in der strengen Hut meiner Wächter blieb. Im Vorhofe und im Vorgarten allein konnte ich mich ergehen und nur aus dem Fenster sah ich über das undurchdringliche Gehege, das mein Gefängniß einzäunte, hinüber nach den Waldbäumen, welche den Nemisee umgeben.

„Man vertröstete mich auf die Zukunft; doch Wochen und Monate vergingen, und meine Lage änderte sich nicht. Einmal erschien der Mann mit dem Leichengesicht, und obwohl sich meine beiden Wächter Mühe gaben, mich von ihm fern zu halten, gelang es mir doch, bis zu ihm durchzudringen . . . doch vergebens! Ohne in seinen Mienen und in seinem Wesen den geringsten Antheil zu zeigen, sagte er mir, er freue sich, daß ich genesen sei; das Haus dürfe ich indeß nicht verlassen; ich möchte mich gedulden, ich sei ja hier auf's Beste aufgehoben. Doch in seinen Blicken las ich etwas Feindseliges; es schien ihm unwillkommen, daß ich mich erholte; was er insgeheim den Beiden zuflüsterte, die Aufträge, die er ihnen gab, versprachen mir keine Erleichterung, keinen Trost.

„Und Angiolina, einst meine vertraute Freundin, hatte sich in eine bösartige Tyrannin verwandelt. Jetzt erkannte ich erst ihr tückisches Herz, und daß sie es gewesen war, welche unsere Zusammenkunft in Trastevere verrathen und jenen Ueberfall vorbereitet hatte."

Angiolina hatte sich erhoben, das rothe Haar zurückgestrichen, das ihr wirr über die Schläfe hing, und dem Fenster zuhinkend, rief sie aus, indem sich ihre zusammengesunkene Gestalt krampfhaft aufrichtete und der böse Blick aus ihren Augen leuchtete:

„Wer hat Verrath geübt? Du allein! Wir mußten unserem Dienstherrn darüber die Augen öffnen. Das war unsere Pflicht. Wie konntest Du glauben, daß wir so schlecht sein würden, wie Du? Wir haben Dich entlarvt, und das war Christenpflicht."

„In den Winkel, Hexe," rief Fersen, „stör' uns nicht!"

Angiolina wich zurück vor der drohenden Bewegung des Grafen, und Betta fuhr fort:

„Ich machte ihr Vorwürfe wegen ihres Benehmens. Seitdem verfolgte sie mich mit einem Haß, der sich in den böswilligsten Quälereien Luft machte. Auch meine kleinsten Wünsche wurden mir nicht erfüllt; man erlaubte mir nicht, das Zimmer zu verlassen, wenn es den Beiden nicht paßte, mochte der Sonnenschein noch so schön und warm auf den spärlichen Beeten des Vorgartens liegen. Speisen, die ich wünschte, wurden mir verweigert; am liebsten wurde mir vorgesetzt, was mir

widerstand, man brachte mir beängstigende Nachrichten, Du seiest von Deinem Nebenbuhler im Duell schwer verwundet worden; man verhöhnte mich, wenn ich darüber in Klagen ausbrach. Ein verworfenes Geschöpf wurde ich gescholten von dieser . . . dieser da . . . und noch mehr. Der freche Bursche gestand mir sogar einmal seine Liebe und meinte, er passe besser zu mir als die großen Herren; denn wir hätten schon als Kinder das Pflaster Roms getreten; wir stammten aus dem Volke und gehörten zusammen. Angiolina kam dazu und verwies ihm dies; sie drohte, diese thörichte Liebe zu einer Verworfenen, die seiner nicht würdig sei, dort anzuzeigen, wo man ihm dergleichen nicht vergeben werde . . . und er hatte eine solche Angst vor diesem lahmen Geschöpf, daß er davon abließ, mir solche Geständnisse zu machen, und mich nur noch bisweilen mit seinen Blicken verfolgte.

Das Alles aber hatte mich so aufgeregt, nachdem schon vorher die Wunde und das Fieber meine Nerven erschüttert hatten, daß ich bisweilen aufschrie in Seelenangst und Verzweiflung und ein anderes Mal mich wie tobsüchtig auf meine Wächter stürzte: ich hätte sie vernichten mögen, die mir die schöne Welt verschlossen, die mich absperrten von der Möglichkeit, Dich wiederzusehen. Ich wußte nicht mehr, was ich that sie banden; mich, vielleicht mit Recht, und sperrten mich in eine verschlossene Kammer. Die Anfälle wiederholten sich: doch die Behandlung blieb von jetzt ab eine feindliche,

und ich wurde für eine Irrsinnige ausgegeben. O, es wäre ja kein Wunder gewesen, wenn mich der Wahnsinn ergriffen hätte in dieser trostlosen Einsamkeit, in dieser widerwärtigen, rohen Gesellschaft . . . das Geheul der Kettenhunde bei Tag und Nacht; doch ich fand die Kraft, auch diese Wallungen und Aufregungen zu unterdrücken. Trotzdem behandelte mich Angiolina stets mit schamlosem Mitleid als eine Irrsinnige, mit der man Nachsicht haben, die man aber von verbrecherischen Handlungen zurückhalten müsse. Die Leute wüßten ja Alle, daß hier eine arme Irre hause . . . und das scheint in der That der Deckmantel gewesen zu sein, den man über diese Gefangenschaft ausbreitete.

„So vergingen die freudlosen Tage; jede Hoffnung schwand mehr und mehr, und ich saß oft brütend über dem Unabwendbaren, dem ich verfallen und beklagend, daß der Dolch in den Händen der Eifersucht und der Rache nicht besser getroffen hatte. Oft betete ich zur Madonna, daß sie mich retten oder das Leben ganz von mir nehmen möge. Da, als das schwere Gewitter niederging in den See, als ich den Blitz anflehte, er möge dies Haus des Elends und uns Alle in Flammen verzehren: da kamst Du, wie getragen von den Feuerrossen, die durch den Himmel schweben, der Erretter, der Erlöser. Die Höllenhunde draußen lagen knurrend zu Deinen Füßen; die Höllenhunde drinnen beugten sich vor der Majestät Deines Zornes und lagen winselnd im Winkel. Du aber, Du Herrlicher, Glorreicher,

reichst mir die Hand und ziehst mich hinauf aus dem Abgrunde in ein Reich des Lichts . . . an Deine Brust!"

Betta sprach mit solcher Wärme und Innigkeit, daß Fersen sie freudig an's Herz drückte.

„Doch wer war's," rief er aus, „der jenen Anfall auf Dich gemacht, wer ist's, der Dich der Gewalt jener schlechten Menschen preisgab? Der Arm der Gerechtigkeit wird ihn erreichen und züchtigen."

„Nein, nein, verschone ihn," sagte Betta, „ich bin ihm Dank schuldig. Durch ihn, durch Alles, was er für meinen Vater, für mich, für meine geistige Ausbildung gethan, bin ich eine Andere geworden; er hat es ja auch für Dich gethan. Das Mädchen aus dem Volke ist dadurch erst Deiner Liebe werth geworden, jener Liebe, welche die Hand für's Leben reicht. Ihn aber konnt' ich nicht lieben, und es war meine Schuld, daß ich ihm dies nicht zu gestehen wagte, daß er sich in trügerischen Hoffnungen wiegte, was ihn zuletzt, als er mich treulos fand, zu übereilter That hinriß."

Graf Fersen stand in Nachdenken versunken . . . des Mädchens edle Gesinnung rührte ihn, aber sollten alle Verbrechen straflos bleiben?

„Und daß er Dich einer Angiolina und ihrem Genossen anvertraute, Dich der Freiheit beraubte, allen möglichen Martern aussetzte . . ."

„Ich glaube nicht, daß er davon weiß. Seine Diener, seine Freunde . . . und dann . . . es galt ja

jene That zu verheimlichen. O Gott, ich hätte mich bei Niemandem darüber beklagt; er konnte mir die Freiheit lassen . . . kein Wort wäre über meine Lippen gekommen."

„Die Freiheit . . . und vergißt Du denn ganz seine Eifersucht? Er mußte Dich ja gefangen halten, damit Du Deinem Herzen nicht folgtest . . . es hätte Dich ja wieder zu mir geführt: doch wer ist dieser Wohlthäter und Beschützer mit dem Dolch in der Hand? Du hast mir noch immer nicht seinen Namen genannt."

„Es ist der Graf del Vercone."

Fersen fuhr auf bei dieser unerwarteten Enthüllung.

„Der die Villa auf dem Pincio besitzt?"

„Derselbe."

Aufgeregt ging der Graf im Zimmer hin und her, kaum der rothen Schönen achtend, die ihn aus ihrem Winkel mit fragenden Blicken verfolgte: „Darum . . . darum die plötzliche Feindseligkeit! Und mit ihm konnte ich über die Begegnung in Trastevere sprechen! Doch er hat mich ja nicht gesehen. Vielleicht der Klang meiner Stimme . . . oder Angiolina's Verrath . . ."

„Ich konnte Ihren Namen nicht verrathen. Betta hatte mir einen anderen genannt."

„Der Graf del Vercone, das ändert freilich Alles!"

Fersen ging, in tiefes Sinnen verloren, hin und her: er sagte sich, daß er in den Besitz eines für den Grafen wichtigen Geheimnisses gelangt sei, und daß diese Enthüllungen vielleicht für seinen Freund von Bedeutung werden könnten, doch dann mußte vor Allem die Einmischung der Behörden vermieden werden.

„Angiolina,“ rief er dem rothen Mädchen zu, welches sich nicht vom Platz regte, sondern fragend zu ihm emporsah.

„Du hast Dich widerrechtlicher Freiheitsberaubung schuldig gemacht. Du und die Anstifter dieses Verbrechens, Ihr seid dem Gesetze verfallen.“

Angiolina antwortete nichts: stumpf und gleichgültig hatte sie das Auge von dem Grafen abgewendet und sah zur Erde. In dieser stumpfen Ergebung spiegelte sich ihr ganzes Denken.

„Wir Kinder des Volkes sind verurtheilt und verdammt von Hause aus: auch die Dienste, die wir Anderen leisten, gereichen uns zum Unheil; doch wir ertragen Alles, wir sind daran gewöhnt.“

„Ich will Dich zunächst schonen, das Einschreiten der Behörden hindern . . . doch unter einer Bedingung.“

Jetzt schnellte das lahme Mädchen von seinem Schemel empor und wenn es die rothen Augenbrauen bisher düster brütend zusammengezogen, so hellte sich jetzt seine Stirn auf. Die gespannteste Neugierde war in ihren Zügen ausgeprägt.

„Und welche Bedingung?“ fragte sie.

„Du mußt mir geloben, überall, wo ich Dich als Zeugin aufrufen werde, ohne Zögern die volle Wahrheit zu sagen: ich kann Dir nicht versprechen, daß die Justiz überhaupt nicht Hand an Dich legen wird, doch ich werde Dich davor schützen, solange ich kann. Willst Du mir dies versprechen?"

„Das will ich, Herr," sagte Angiolina mit fester Stimme.

„Dann folgst Du mir jetzt nach Rom . . . und zwar als Betta's Dienerin. Du wirst jeden ihrer Befehle erfüllen, und Du weißt, sie ist edel und sie wird sich an Dir nicht rächen. Versuche nicht zu entfliehen; die Flucht wäre Dein Verderben: Du würdest dann um so sicherer der Polizei in die Hände fallen."

Angiolina kreuzte die Arme auf der Brust und neigte demüthig das Haupt. Der Graf hegte jetzt Besorgniß wegen der von Rudolf erstatteten Anzeige; denn diese konnte seinen Plan nur kreuzen. Glücklicher Weise hatte der Freund den Beamten von Nemi nicht zu Hause getroffen; dieser hatte sich kurz vorher in seinen Weinberg begeben. Eine Meldung, die Rudolf bei einem Unterbeamten hinterlassen, wurde sogleich durch ein Schreiben widerrufen als auf einem Mißverständniß beruhend, das sich vollständig aufgeklärt habe. Als Rudolf vernahm, daß Graf del Vercone es war, der sich so schwer an Betta versündigt hatte, da war sein erstes Gefühl ein tiefes Erschrecken, denn

wie mußte Isabella von diesen ungeahnten Enthüllungen betroffen werden! Er mahnte ängstlich zur Vorsicht; daß nichts davon in weitere Kreise dringen dürfe, darin waren die Freunde ganz einverstanden. Graf Fersen theilte ihm seine Abmachung mit Angiolina mit, und Rudolf versprach, das heimtückische Mädchen nicht aus den Augen zu lassen.

Am nächsten Tage befanden sich alle auf dem Wege nach Rom und stiegen, dort angekommen, in dem Hotel ab, wo Graf Fersen und Rudolf sich schon vorher häuslich eingerichtet hatten.

* * *

Der Comthur hatte sich in letzter Zeit eifrig bemüht, der Comteß Isabella einen wärmeren Antheil einzuflößen. Er trat oft zu ihr in den Salon, nachdem Thüren und Fenster zum Mißbehagen des Mädchens geschlossen worden, setzte sich zu ihr und erzählte ihr mancherlei aus seinem vielbewegten Leben. Er, sonst so einsilbig und verschlossen, zeigte sich gesprächig und mittheilsam; doch fand er keine aufmerksame Hörerin. Isabella machte kein Hehl aus ihrem tiefen Groll gegen den Hausgenossen, in dem sie mit Recht ihren Kerkermeister sah. Außerdem erzählte er pikante Hofgeschichten von den früheren Höfen in Modena und Parma, bei denen er selbst als Vertrauter der Prinzessinnen eine hervorragende Rolle spielte. Durch das Relief, das ihm dadurch verliehen wurde, hoffte er

Eindruck auf das schöne Mädchen zu machen. Es hatte für ihn einen eigenen Reiz, sie als sein Opfer zu betrachten; er blickte sie an wie die Schlange den dem Tode geweihten Vogel, der im Banne ihrer Blicke erstarrt.

Doch was er erzählte, kümmerte Isabella nicht; es waren Liebesintriguen, die er mit einem leichtem Ton, aber doch in vorsichtiger Weise mittheilte. Er glitt über das Verfängliche hinweg, und doch lag es in seiner Absicht, die Phantasie des jungen Mädchens zu erregen und sie seinen Wünschen zugänglicher zu machen. Er hatte sich indeß gänzlich verrechnet, wenn er glaubte, daß der Parfüm, mit dem er seine Schilderungen durchduftete, auf sie einen berauschenden Eindruck machen würde. In ihrem großen Sinne fand sie diese Abenteuer unbedeutend und nichtssagend, und die Maskenscherze des Hofcarnevals entlockten ihr kaum ein flüchtiges Lächeln.

„Welche Stickluft bringen Sie mit sich," rief sie jetzt aus, als der Comthur sich wieder in ihre Nähe gesetzt und ihr aus dem Königspalaste von Caserta einige geheimnißvolle Geschichten zu erzählen begann; „ich kann nicht athmen bei geschlossenen Thüren und Fenstern."

„Das ist Vorurtheil; bei all' Ihrer entzückenden Schönheit . . ."

„Alle Schmeicheleien sind mir zuwider."

„Lassen Sie mich ausreden, Isabella! Es ist keine Schmeichelei, wenn ich Ihnen bekennen muß, daß Ihrer Schönheit noch die höchste Weihe fehlt. Sie ist zu sehr in Berührung mit der profanen Luft gekommen, welche die Gesichter des Volkes bräunt. Der feine durchgeistigte Adel des Teints, die Marmorschönheit, ist nur zu erreichen, wenn man dies rohe Element gänzlich von sich absperrt. Was uns daraus entgegenweht, ist der Athem der Gemeinheit, und auch das Edelste, was die Natur geschaffen, leidet darunter."

„Wer sich eine Treibhausschönheit ankränkeln will, mag Ihren Rathschlägen folgen; ich verwerfe sie, und da Sie mich in diesem Salon im Banne derselben zu halten suchen, so müssen Sie mir erlauben, die Herrlichkeit der sonnendurchwürzten Luft im Garten zu athmen."

„Ein Wort, Isabella . . Sie gefallen sich mir gegenüber in einem herausfordernden Trotz. Verdien' ich dies um Sie? Wer ist begeisterter von Ihrer Schönheit? Wer hegt eine glühendere Neigung für Sie? Wer kennt für alle Zukunft kein größeres Glück, als in Ihrer Nähe zu weilen, an Ihrer Seite das Herrliche zu genießen, welches das Leben uns bietet?"

„Sie kennen ja alles Herrliche schon; Sie haben es ausgekostet. Sie sind ja müde und stumpf geworden, wie ich Sie früher oft sagen hörte. Und wenn Alles für Sie zur Mumie geworden, wie sollte ich es wieder zum Leben wecken? Wenn Sie mir aber

von Ihrer Liebe sprechen, warum mißhandeln Sie mich jetzt, warum bin ich auf Ihren Befehl eine Gefangene in meines Vaters Hause?"

„Weil ich Sie wie ein seltenes Kleinod bewahren, für mich bewahren will. Noch kurze Zeit, und Sie werden frei sein und den Weg wandeln, der mit Hymens Rosen bestreut ist."

„Mit Ihnen?"

„Mit mir!"

„Das wäre ein Irrweg, den ich nie beschreiten werde, weil er mich weit abführt von den goldenen Zielen einer Sehnsucht, weil er mich in den Abgrund führt. Denn das Leben mit einem gleichgültigen, mit einem verhaßten Manne ist schlimmer als der Tod."

„Sie reizen mich? Und doch . . . ich gebiete hier, und Sie sind meinem Willen unterthan. Freie Hingebung vermehrt das Glück der Liebe, aber sie erschöpft es nicht. Es giebt auch ein Glück, das aus dem Zwang herausgeboren ist, ein Glück der Widerstrebenden abgerungen. Glauben Sie nicht, daß auch die Grausamkeit ihre Wonne, ihre Entzückungen hat? Hätten sonst die allmächtigen Cäsaren, denen die Welt offen stand in ihren Höhen und Tiefen, solchen Genuß für sich auserlesen? Ich bin kein junger Seladon, den nur das Ja der Geliebten beseligt, wenn es aus vollem Herzen dem Schmachtenden entgegentönt; mich reizt auch ihr Nein! und das zuckende Opfer auf der

Folter, das sich sträubt gegen die Daumschrauben und die Umarmung der dolchbewehrten Madonna! Weiß ich doch, daß ich das Ja erzwingen kann."

„Das können Sie nicht."

„Nehmen Sie an, Signora, ich sei im Besitze eines Geheimnisses, das den Ruf Ihres Vaters, ja sein Leben bedroht, wenn es an's Tageslicht kommt; nehmen Sie an, ihr Vater habe sich einer That schuldig gemacht, die vor dem weltlichen Richter keine Gnade finden würde, eines Verbrechens."

Isabella, die schon an die nach dem Garten führende Thür des Salons getreten war, wandte sich plötzlich um und blieb wie versteinert stehen, die Hand auf's Herz gepreßt.

„Nehmen Sie an, daß ein Wort von mir ihn dem Verderben weihen könnte, daß ich dies Wort bisher nicht ausgesprochen; jetzt aber, jetzt, von glühender Leidenschaft für seine schöne Tochter entbrannt, das Geheimniß nicht länger bewahren würde, wenn er mir nicht die Hand derselben zuspräche . . . nehmen Sie das Alles an, und erklären Sie, ob Sie dann noch bei Ihrer Weigerung beharren könnten?"

„Mein Vater ein Verbrecher? Unmöglich," sagte Isabella jetzt, die Hände ringend. Und doch kam es bei diesem Ausbruche kindlichen Gefühls über sie wie ein banger Zweifel; so blitzartig erhellt standen vor ihrer Seele die Erlebnisse der letzten Zeit: des Comthurs dämonischer Einfluß auf den Vater, die Herr=

schaft, die er im Hause ausübte, der blinde Gehorsam, den seine Wünsche fanden! Das war ja der Schlüssel zu diesen Räthseln, deren Lösung sie so lange insgeheim beschäftigt hatte, aber ein Schlüssel, den sie am liebsten mit fortgeworfen hätte, weil er, wie aus der Gluth hervorgezogen, in ihren Händen brannte.

„Das macht doch einigen Eindruck auf das trotzige Fräulein," sagte der Comthur höhnisch, „gleichwohl sprach ich bloß von einer Möglichkeit. Eine gute Tochter, denke ich, wird sich nicht weigern, ihren Vater zu retten . . . besonders wenn sie dabei auch ihr eigenes Lebensschiff in einen sicheren Hafen lenkt."

„Und Sie wagen, sich den Freund meines Vaters, zu nennen und würden nicht zögern, ihn in's Unglück zu stürzen?"

„Ich fordere einen Beweis seiner Freundschaft: und wenn er mir ihn verweigert, so hab' ich ein Recht, sie für Lug und Trug zu halten. Auch zweifle ich nicht daran, daß er bereit sei, meinen Wunsch zu erfüllen und selbst den Widerstand seiner Tochter zu brechen, wenn diese ihn lieblos preisgeben wollte".

Jetzt brach Isabella in heftiges Schluchzen aus; sie sah sich hineingerissen in einen Kampf, bei dem ihr Lebensglück auf dem Spiele stand; sie sah schwere Schatten über das Bild ihres Vaters fallen, das sie bisher in ungetrübter Reinheit in einem Herzen voll Liebe getragen, und das Alles bewältigte sie; ohne ein Wort

zu sagen, verließ sie den Salon und suchte ihr Zimmer auf, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ.

Da erschien Signora Salviati mit einem Briefchen in der Hand.

„Nachrichten von Rudolf?“

„Leise, leise, mein Kind.“

Und Isabella trocknete ihre Augen und öffnete das kleine Billet-doux.

„Hoffe und vertraue . . . wenn ich Dich auch jetzt nicht sehe und spreche! Bald werden wir den Schleier des Geheimnisses nicht mehr bedürfen. Eine wichtige Entdeckung kann uns zum Heil gereichen . . . vielleicht steht eine Wendung unseres Schicksals bevor.“

Isabella las diese Zeilen wieder und wieder. „Vergebliche Hoffnung,“ sagte sie, „der Aermste weiß ja nichts von der furchtbaren Drohung, mit welcher der Comthur seinen Willen durchzusetzen sucht; weiß ja nicht, daß ich ein Opfer bringen soll oder mein ganzes Leben mit dauernden Gewissensbissen belasten muß, daß es ein Hohn wäre, eine Liebe auszuschlagen, die meinen Vater rettet, um mich einer anderen beseligenden Neigung hinzugeben. Da bleibt mir nur eine Wahl: das Kloster.“

Graf del Vercone ging indeß aufgeregt in seinem Arbeitszimmer auf und ab; mehrere französische Romane lagen aufgeschlagen auf Tischen und Stühlen; keiner hatte ihn zu fesseln vermocht. Eine leidenschaftliche Unruhe hatte ihn ergriffen; das Bewußtsein seiner Schuld

drückte ihn mehr als je darnieder, jetzt wo das Schicksal der eigenen Tochter sich mit dieser dunklen Vergangenheit verknüpfte. Wie sollte er die schwere Hand des Comthurs abschütteln, die sich jetzt auch auf das Haupt des Kindes legte, das ihm das Liebste in der Welt war? Mußte er nicht sich selber opfern? Doch ein Vercone, ein Verurtheilter, ein Verbrecher . . . es war ein nicht auszudenkender Gedanke. Doch wie, wenn er sich selbst den Tod gab, um sein Kind nicht in die Sclaverei zu verkaufen? Dann war der Bann gebrochen . . . für immer gebrochen; frei konnte Isabella über ihre Hand und ihr Herz verfügen . . . und der Comthur war ein Bettler geworden, dessen stolze Pläne zu schanden würden, der sich bei früheren Freunden als Schmarotzer mit spärlichen Brocken alter Hofgunst nähren mußte, um ein bedauerliches Leben zu fristen. Doch Vercone war kein alter Römer; vom Sonnenschein des Lebens durch freie That zu scheiden, erschien ihm fast undenkbar! Da funkelten noch hundert verlockende Genüsse; verdeckt im Laube lauschten so viele goldene Früchte, die er ja noch zu pflücken vermochte, und wenn auch die letzte Zeit viele Blüthen niedergetreten . . . andere rankten sich zukunftsvoll empor. Feurig schlugen noch seine Pulse . . . die Begleiterin der Jugend, die Hoffnung, war auch ihm noch nicht untreu geworden. Und dann . . . die Catone mit dem Dolch in der Hand waren ihm stets lächerlich gewesen; für die Römertugend hatte er nichts als beißenden Spott gehabt . . . wie sollte er in den-

selben Charonsnachen steigen, der die Schatten der verstorbenen Helden in den Orcus hinübergeführt? Das Reich des Nichts erschien ihm zu öde und zu leer, um es freiwillig aufzusuchen.

Noch dieser oder jener Plan tauchte in seiner Seele auf . . . doch er verwarf sie alle als unausführbar. Er besaß bei einer stürmisch erregten Phantasie nur geringe Willenskraft, und war nur fähig, eine That in leidenschaftlicher Ueberstürzung auszuführen. Hiezu kam ein beweglicher Geist, welcher Alles von den verschiedenartigsten Standpunkten gleichzeitig erfaßte, und, was ihm jetzt ernst und bedeutend erschien, im nächsten Augenblicke mit glitzerndem Esprit beleuchtete, und mit Spott und Hohn in den Staub hinabzog: So rang er fortwährend mit wechselnden Entschlüssen und sie verflüchtigten sich ihm, wie dissolving views; er vermochte keinen festzuhalten.

Als er so unruhig in seinem Studirzimmer auf- und abging, wurde ihm Graf Fersen gemeldet, der ihn in dringender Angelegenheit allein zu sprechen wünschte.

Fersen war ihm der Verhaßteste von Allen; er war bei Betta sein glücklicher Nebenbuhler gewesen, und was er jetzt leiden mußte durch die schamlosen Erpressungen des Comthurs . . . wer anders trug die Schuld daran, als jener Fremde, der sich in das Herz der jungen Römerin gestohlen und ihn daraus verdrängt hatte? Einen Augenblick zögerte er, ob er diesem deutschen Grafen nicht die Thüre weisen sollte; dann

aber verwarf er das als unzulässig einem fremden Gast gegenüber; auch war er nicht ohne Neugierde zu erfahren, was Fersen ihm zu sagen hatte.

Er befahl daher ihn einzulassen und begrüßte ihn mit kalter Höflichkeit. Fersen, dem man ebenfalls die innere Erregtheit ansah, lehnte es ab, Platz zu nehmen.

„Unsere Unterhaltung wird kurz sein, aber nicht ohne Interesse für Sie. Seit Kurzem weiß ich, daß ich Ihr Nebenbuhler war."

„Mir ist das kein Geheimniß mehr! Sie selbst waren ja so freundlich, mich darüber aufzuklären; doch woher wissen Sie . . ."

Vercone wagte kaum, diese Frage zu vollenden. Welche Hand rührte hier auf einmal an das, was längst begraben war? Und wenn dieser Fremde noch mehr wußte? Er wollte jeder weiteren Enthüllung aus dem Wege gehen; sein aufbrausender Zorn half ihm darüber hinweg.

„Wir können unseren Streit noch heute ausfechten," sagte er; „ich stehe zu Diensten."

„Da muß ich zuerst noch um einige Erklärungen bitten, ehe ich weiß, ob ich solcher Gegnerschaft würdig bin," sagte Graf Fersen mit leichter Verneigung.

Vercone erblaßte; der überlegene Ton Fersen's erschreckte ihn; dieser mußte gefährliche Waffen in der Hand haben, um so siegesgewiß auftreten zu können.

„Ist es eines Edelmannes würdig,“ fragte Fersen, „ein unschuldiges Mädchen, das fast seiner blinden Wuth zum Opfer gefallen, der Freiheit zu berauben und den grausamsten Martern Preis zu geben unter der Hut eines rohen Burschen und einer böswilligen weiblichen Kreatur?“

Wenn Fersen auf eine zornige Entgegnung gerechnet hatte, so wurde seine Erwartung getäuscht. Graf Vercone sah ihn mit verwunderten Blicken an, wie einen Märchenerzähler, der ihm mit seltsamer Kunde die Zeit vertreiben will.

„Was meinen Sie damit?“ fragte er ganz erstaunt. Der deutsche Graf, von der niederschmetternden Wucht seiner Anklage überzeugt, wurde durch die, wie es ihm schien, geheuchelte Unbefangenheit Vercone's gereizt und fuhr mit heftigem Tone fort: „Man kann im Rausche der Eifersucht unmenschliche Thaten vollführen, aber es ist die Pflicht eines Ehrenmannes, wieder gut zu machen, was man im Taumel verbrochen. Statt dessen aber sein Opfer noch einmal auf die Folter zu spannen, um sich seines erzwungenen Schweigens zu versichern, das ist eine so kleinliche Grausamkeit, eine so empörende Mißhandlung, daß ein Cavalier, der sich dessen schuldig gemacht hat, durch keinen Adelsbrief der Welt ein würdiger Gegner werden kann, mit dem ein deutscher Edelmann seinen Degen kreuzen dürfte.“

„Graf!“ rief Vercone auffahrend, „Sie beschimpfen mich. Doch Sie werden dies selbst widerrufen, denn

Ihre Anklagen haben keinen Sinn und sind mir gänzlich unverständlich."

„Ich spreche von Betta Loredano."

„Betta Loredano ist todt."

„Mit diesem Märchen mögen Sie Andere täuschen, mich nicht."

„O wenn es ein Märchen wäre," sagte Bercone dumpf vor sich hin, „mir wäre wohler um's Herz."

„Darüber kann ich Sie beruhigen; ich habe Betta gesehen und gesprochen."

„Ihren Geist vielleicht," versetzte Bercone in träumerisches Brüten versunken.

„Und weshalb glauben Sie, daß Betta todt ist?"

Der Graf fuhr auf . . . er wollte die beweiskräftigste Antwort geben, und doch zögerte er wieder und sagte nur: „Ich weiß es — ich muß es wissen."

Fersen mußte sich gestehen, daß Bercone nicht den Eindruck eines Intriguanten und Betrügers mache, daß er von dem, was er sagte, überzeugt zu sein schien — um so unverständlicher wurde ihm der Glaube desselben an Betta's Tod. Hatte doch Angiolina ihm mitgetheilt, daß alles Geld für die Verpflegung und Bewachung Betta's aus Bercone's Casse gekommen."

„Ihre leidenschaftliche Uebereilung, Ihre unmenschliche That ist mir bekannt," sagte Fersen, „und daß ich sie kenne, mag Sie in Erstaunen versetzen; denn es wurde ja mit einem großen Aufgebot aller Hülfsmittel

des Einflusses und der Hinterlist der Schleier darüber gebreitet."

„In der That," sagte Vercone, „ich muß mich darüber wundern und, was noch schlimmer ist, ich bin dadurch in Ihre Gewalt gerathen. Das Unheil, dem ich zu entfliehen suchte, indem ich mich der unwürdigsten Behandlung preisgebe, ist nun doch über mich hereingebrochen und lähmt mir jede Kraft des Denkens und Wollens. Ich bin ein verlorener Mann und schon lange . . . schon lange verurtheilt, zu büßen für die Züchtigung, die ich einer Treulosen anthat — von höchster Aufregung zu einer That fortgerissen, die ich trotzdem bereuen muß."

„Sie erstaunen . . . und fragen doch nicht, woher ich das Alles weiß. Wer sollte Geheimnisse ausplaudern, die so wohl verwahrt, so tief versteckt waren? Nun denn, ich erfuhr es von der glaubwürdigsten Zeugin . . . aus Bettas eigenem Munde."

Jetzt sprang Vercone auf.

„Sie sind ein Edelmann . . . Sie können nicht lügen."

„Bei meiner Ehre . . . es ist die Wahrheit!"

„So bin ich getäuscht worden . . . grenzenlos getäuscht und verrathen," rief Vercone in überwallender Leidenschaftlichkeit; dann in Thränen ausbrechend und die Hände faltend: „Gelobt sei der Himmel, ich bin kein Mörder!"

Es war ein Augenblick, wo selbst ein Freigeist wie Bercone in überwallendem Gefühl den Ton des Glaubens und der Frömmigkeit anschlug. Eine schwere Last war von seinem Gewissen gefallen; es war ein Aufjubeln aus innerster Seele . . . und da steigt auch ein Zweifler und Lästerer einmal die verlassene Himmelsleiter wieder hinauf.

„Doch ich muß, ich will mich beruhigen . . . ich muß klar sehen. Bitte, erzählen Sie mir, wie Sie Betta gefunden, und was Ihnen diese von ihren Erlebnissen mitgetheilt hat."

Graf Fersen verschwieg nichts, was ihm am Nemisee mitgetheilt worden war; er schilderte besonders die trostlose Lage, in der sich Betta befunden, die empörende Behandlung, die ihr zu Theil geworden.

„Die Elenden!" rief Bercone, wiederholt im höchsten Zorn mit dem Fuße aufstampfend.

„Ich bin überrascht," versetzte Fersen, „ja erfreut, daß Sie davon nichts wissen."

„Per dio!" rief der Graf, „ich hielt Betta für todt bis auf diesen Augenblick . . . ich kann's beschwören."

„Was aber dem armen Mädchen begegnet ist, das ist in Ihrem Auftrage, in Ihrem Namen geschehen."

„Ein unglaublicher Mißbrauch!"

„Nun denn, da Sie nichts von diesen Mißhandlungen zu wissen erklären, da Sie keine Schuld daran

tragen, so bin ich bereit, Ihnen als Cavalier jede gewünschte Genugthuung zu geben."

„Nichts mehr davon," sagte Vercone aufstehend und dem Grafen die Hand reichend; „das Alles sei begraben; aber die wiederaufgestandene Todte gehört Ihnen. Sie haben dieselbe ja gleichsam in's Leben zurückgerufen. Ich will Ihnen Ihr Recht, Ihr Glück nicht streitig machen. Doch mit einem Anderen habe ich abzurechnen.. vielleicht bedarf ich dazu Ihrer Hülfe. Seien Sie versichert, Sie werden von mir hören, sobald ich selber genauer unterrichtet bin."

Er schüttelte dem Grafen Fersen die Hand, und dieser beeilte sich, das gänzlich unerwartete Ergebniß seines Besuches dem Freunde mitzutheilen. Beide hegten keinen Zweifel, daß der Comthur an den geheimen Intriguen betheiligt sei, von denen der Graf Vercone selbst keine Ahnung hatte, und daß die letzte Stunde der Herrschaft des Fremden im Hause geschlagen habe. Frei athmete Rudolf auf; denn auch Isabella war ja dann des verhaßtesten Zwanges ledig.

Graf Vercone begab sich inzwischen in die prachtvollen Salons, die er dem Comthur eingeräumt hatte und in denen eine, durch das Aroma zahlreicher blühender Pflanzen gewürzte Stickluft herrschte. Er trat ein mit der Miene des Hausherrn, der in die ihm gehörigen Räume tritt, und riß, ohne zu fragen, die beiden Fenster auf in dem Salon, in welchem der Compthur saß, eben damit beschäftigt, ein Album von Frauenköpfen durch-

zumustern, das vor ihm auf dem Tische lag. Offenbar gab er sich dabei angenehmen Erinnerungen hin; denn es waren holdselige Illustrationen zu einigen an Abenteuern reichen Capiteln seines Lebens. Seine Stimmung war eine freundlich erregte; gleichwohl sah er mit Befremden das Vorgehen des Grafen, da er seit Jahren daran gewöhnt war, von diesem mit den zartesten Rücksichten behandelt zu werden.

„Was thust Du?“ rief er aufspringend und das Schnupftuch vor's Gesicht haltend; „Du weißt ja, daß ich die frische Luft nicht vertragen kann. Es ist ja unerhört. Du reißest alle Fenster auf.“

„Ich wiederum,“ sagte Bercone, „kann die Stickluft nicht vertragen, die in solchen abgesperrten Räumen herrscht, und da ich einige Zeit lang mit Dir zu sprechen habe, so mußt Du mir schon gestatten, mir den Aufenthalt erträglich und möglich zu machen.“

Der Comthur flüchtete sich in das benachbarte Zimmer und kam bald daraus zurück in einer abenteuerlichen Vermummung: er hatte sich Tücher um Kopf und Hals gewickelt und auch einen schwarzen Schleier vorgenommen; doch war derselbe durchsichtiger als der des Propheten Khorassan und gestattete dem andern den Durchblick auf ein in diesem Augenblick ungewöhnlich lebhaftes Mienenspiel; denn das Benehmen des Hausherrn erfüllte ihn mit der schreckhaften Ahnung, daß ihm eine unbestimmte Gefahr drohe.

„Was giebt's?" fragte er mit einer Stimme, der er vergebens den Ton sicheren Selbstgefühls zu geben suchte.

„Jetzt kenne ich Dich . . . . . und werde Dich herausschälen aus Deinen Vermummungen und Verhüllungen, feiger Verräther!"

Der Comthur erhob sich; er war im Innersten erschrocken, doch er wollte diesen Schrecken unter einem Ausbruch auflodernden Zornes verstecken.

„Das mir!" rief er aus, „das mir . . . Du sprichst im Wahnsinn."

„Per dio! Ich bin mir nie so klar gewesen über das, was ich empfinde und ausspreche, wie in diesem Augenblicke! Präge Dir diese Worte ein, und wenn noch ein Funken Ehrgefühl in Dir lebt . . ."

„Fürchte nicht, daß ich solche Beleidigungen ungestraft lasse! Doch wissen will ich zuerst, was Dich in einen solchen Taumel versetzt. Du warst mir bisher stets ein ergebener Freund, und ich erstaune über diese Wandlung."

„Betta ist nicht todt . . . sie lebt!"

Der Comthur sah auf einmal alle seine Pläne gekreuzt. Diese wenigen Worte bewiesen ihm, daß sein hinterlistiges Ränkespiel entlarvt sei. Doch noch wußte er nicht, von welcher Seite der Schlag kam, der ihn so tödtlich traf und gern hätte er sich der Hoffnung hingegeben, der Graf könne Vermuthungen wiederholen, die ihm zu Ohren gekommen. Doch brachte er nichts hervor als die gestammelten Worte:

„Betta lebt . . . Du träumst!“

„Ich träume nicht, ich habe überzeugende Beweise. Sie lebt, sie ist in Rom.“

„In Rom . . . unmöglich! Nun, und wenn sie lebt . . . was weiter?“

„Was weiter?“ rief der Graf in flammendem Zorn, „was weiter? Sie tritt als Klägerin gegen Dich auf, der Du sie mißhandeln ließest und in schnöder Haft hieltst, bis ein glückliches Zusammentreffen ihre Fesseln sprengte.“

Der Comthur erkannte jetzt, daß Alles entdeckt und sein Spiel verloren sei; er wurde kreideweiß unter dem Schleier, der seine, die Todtenmaske krampfhaft belebende Aufregung verbarg.

„Solcher böswilligen Freiheitsberaubung klagt Betta Dich an; vor Dir aber steht ein anderer Kläger, den Du durch ein nichtswürdiges Betragen hintergangen und gedemüthigt, dem Du die Tage und Nächte seines Lebens zur Qual gemacht hast; denn Du sagtest mir, Betta sei todt, sie sei in Deinen Armen gestorben. Dann war ich ein Mörder, und mich plagten unablässige Gewissensqualen und die Angst vor Entdeckung. Du warst Zeuge der That . . . ich war in Deiner Macht . . . und Du hast sie benutzt, um mich auszubeuten bis auf's Blut, mir eine große Summe abzupressen, mir Deinen Willen aufzudringen . . . und Du wolltest jetzt Deiner ruchlosen Gemeinheit die Krone aufsetzen, indem Du die

Hand meiner Tochter verlangtest, unter dem Drucke Deiner Mitwisserschaft, die mich auf's Schaffot oder in langen schweren Kerker bringen konnte. Schimpflich war die Erpressung und wäre es gewesen, auch wenn die That so verhängnißvolle Folgen gehabt, wie Du mir vorzulügen die dreiste Stirn hattest. Das Joch des Erpressers konnte ich abschütteln, und ich war jetzt nahe daran, es zu thun, um jeden Preis; den Lügner und Betrüger aber will ich züchtigen mit dem Degen in der Hand."

„Schließe das Fenster," rief der Comthur, „denn ich hoffe, Du willst mich auch zu Worte kommen lassen!"

Bercone in höchster Erregung warf das Fenster zu daß eine Scheibe klirrend zerbrach. Der Comthur aber warf die Schleier und Tücher ab; nie war sein Antlitz so larvenähnlich gewesen, das Auge so starr; ein leises Beben und Zucken ging um seine Lippen.

„Pah," sagte er mit herausforderndem Ton, „diese Anfälle von Tobsucht erschrecken mich nicht, ich bin von früheren Zeiten daran gewöhnt. Du hast wahrlich keinen Grund, Dich als Tugendhelden auf's Postament zu stellen und auf mich mit Verachtung herabzusehen. Gewiß, es ist rühmlich, einen Mordanfall auf ein armes Mädchen zu machen und sie dem Tode nahe zu bringen. Du hast sie verwundet; ich habe sie pflegen und heilen lassen. Die Welt mag entscheiden, wer von uns Beiden edler und menschlicher gehandelt hat."

„Doch diese Lüge, die mich elend gemacht . . . warum die Einkerkerung Bettas und der Betrug, mit dem Du mich umgarnt hast?“

„Einem Wüthenden, der seiner selbst nicht Herr ist, muß man Alles aus dem Wege räumen, was seine Wuth zu reizen vermag. Wenn Du erfuhrst, daß das Mädchen nicht dem Dolche der Eifersucht zum Opfer gefallen, so standen neue Auftritte, neue Gewaltthätigkeiten in sicherer Aussicht; Friedlosigkeit und Verwirrung war unvermeidlich. Dich bedrohte der Zorn des deutschen Grafen, es gab einen unabsehbaren Zwist. So faßte ich den Entschluß, das Mädchen verschwinden zu lassen; ich denke doch, es war dies eine freundschaftliche Fürsorge. Es hat mir genug Mühe gekostet, diesen Entschluß durchzuführen, denn unser Jahrhundert leuchtet in alle Winkel. Auch die schwere Verantwortung lastet auf mir; doch ich hatte von Deinem Leben neue Stürme fern gehalten, ihm den Frieden gesichert.“

„O empörende Heuchelei!“ rief Vercone außer sich; „geraubt hast Du mir den Frieden der Seele, die Ruhe des Gewissens; gewuchert hast Du mit Deiner Lüge, um mich zu beherrschen und mich zu plündern; so im Innersten gedemüthigt hast Du meinen Mannesmuth, daß ich ganz mich selbst verloren hatte. Doch jetzt habe ich mich wiedergefunden; ich athme frei, zum ersten Male wieder frei seit langer Zeit — ich habe den Alp abgeschüttelt, der auf mir lastete, und meiner neu errungenen Freiheit erste That soll die Rache sein an

dem gleißnerischen Freunde, der sich zum Tyrannen meines Hauses gemacht. Du wirst noch heute von mir hören."

Vercone verließ das Zimmer; es war wie ein Sturmwind in sein dumpfes Brüten gefahren, und alle erloschene Thatkraft war von Neuem in ihm angefacht; doch als ob er sich fürchtete, daß sein Feuer rasch verrauchen könne, beschloß er, sich sogleich zum Grafen Fersen zu begeben und ihn zu bitten, daß er ihm secundire.

Auf dem Flure begegnete er Isabella, die wie alle anderen Hausbewohner wohl gemerkt hatte, daß ungewöhnliche Ereignisse vor sich gingen, welche die Ruhe des Hauses erschütterten. Der Graf küßte seine Tochter auf die Stirne und sagte zu ihr:

„Sei ruhig, mein Kind! Nie wirst Du die Braut und die Frau des Comthurs."

Isabella faltete die Hände; das Schwerste war von ihr genommen, und eine Ahnung von Glück zog in ihre Seele ein.

* * *

Graf Fersen hatte gleich nach seiner Rückkehr vom Nemisee an Griselda geschrieben und ihr mitgetheilt, daß und wie er ihre Schwester gefunden. Einige Tage darauf, mit den Vorbereitungen zum Duell beschäftigt, da er dem Grafen seine Hülfe nicht versagen durfte, wurde er in seinem Hotelzimmer durch den Besuch eines

Mädchens überrascht, dessen Züge ihm sehr bekannt vorkamen.

„Ich bin ja Giulia," sagte sie ihm.

„Giulia?" fragte er zerstreut.

„Aber, gnädiger Herr, wie oft habe ich Sie angemeldet, wenn Sie bei Signora Loredano Besuch machten."

„Richtig, ich besinne mich," versetzte der Graf Fersen, „und was bringen Sie mir?"

„Einen Gruß von der Signora!"

„Ich danke Ihnen. Doch haben Sie zu diesem Zweck die weite Reise gemacht? Sie kommen gewiß nicht nur mit einem Gruße, sondern auch mit einem wichtigen Auftrage."

„Durchaus nicht, mir ist nichts Derartiges anvertraut worden."

„Doch wie geht es Ihrer Signora?"

„Das wird sie Ihnen am besten selbst sagen!"

„Wie . . . sie kommt hierher?"

„Wir sind soeben angekommen . . . sie ist schon hier!"

„In diesem Hotel?" sagte Fersen auf's Aeußerste überrascht.

„Gewiß, und sogar im nächsten Zimmer."

„Melden Sie mich!"

Fersen griff zu seinem Hute und in wenigen Minuten war er bei Griselda.

„In Folge Ihres Briefes bin ich sogleich nach Rom gekommen. Die Feindschaft der deutschen Studenten hat mir den Aufenthalt da draußen verbittert; ich wagte nicht mehr als Sängerin aufzutreten; es zog mich schon lange nach der Heimat. Da gab Ihr Brief den Ausschlag, und blitzschnell habe ich mich aufgemacht, um Rom, um meine Schwester wiederzusehen. Doch wo ist sie?“

„Ganz in Ihrer Nähe, ich führe Sie zu ihr!“

Fersen war glücklich, seiner Betta eine freudige Ueberraschung bereiten zu können. Die Schwestern hatten sich früher innig geliebt, waren einander aber in den letzten Jahren, in denen Griselda im Auslande verweilte, entfremdet worden. Es war ein rührendes Wiedersehen. Die Freude, die aus den Augen der beiden schönen Mädchen leuchtete, empfand auch Fersen, der beim Anblick der Schwestern unwillkürlich Vergleiche anstellte. Unverkennbar war die Aehnlichkeit derselben; doch die Züge, die bei Griselda sich fest und stolz abzeichneten, hatten bei Betta etwas Weiches und Zartes. Griseldas üppige Formen sehnten sich nach stolzen Prunkgewändern; Bettas zierliche, schlanke Gestalt trat in einfachster Gewandung am lieblichsten hervor. Griselda war eine marmorne Schönheit, die den Meißel des Bildhauers herausforderte, Betta eine seelenhafte, die dem Pinsel des Malers eine willkommene Aufgabe stellte; doch das edelgeschnittene Profil zeigte denselben Familienzug, und die großen Augen mit den langen

seidenen Wimpern, hier sieghaft leuchtend, dort schwärmerisch schimmernd, waren ebenfalls ein Familienerbe.

Sie hatten sich viel zu erzählen, die Schwestern Loredano — und Graf Fersen überließ sie ihren Plaudereien, denn er wurde abberufen durch die Pflicht des Secundanten.

Zwei Stunden später um Sonnenuntergang sollte das Duell stattfinden in der Campagna, nicht weit von dem Nymphaeum der Egeria, wo nur noch einige alte Fichten an den heiligen Hain erinnerten.

Der Comthur hatte einen einzigen Bekannten, einen Kammerherrn des früheren Hofes von Modena, der wie alle die fossilen Ueberbleibsel der versprengten Höfe in Armuth lebte, unterstützt von dem Comthur, natürlich aus der Tasche des Grafen Vercone. Diese Hofmumie, die noch mehr eingetrocknet war als er selbst, hatte sich der Comthur zum Secundanten gewählt . . . und dieser, mit den Verhältnissen des Freundes wohl vertraut, verabscheute das Duell als eine sehr unkluge Handlung, welche ja die Quellen zu verstopfen drohte, aus denen des Freundes Wohlstand und sein eigener floß. Doch der Comthur beruhigte ihn, es sei überhaupt vorbei mit dieser Freundschaft und allen Vortheilen, die sie gewähre; dem Duell aber könne er nicht aus dem Wege gehen: das sei er seinem Namen schuldig, seinen Ahnen, dem Comthurkreuz, das er trage, und der Erinnerung an seine Hofstellung.

Der Kammerherr seufzte, aber er drückte dem Freunde mit ritterlichem Hochgefühl die Hand als Zeichen seiner kameradschaftlichen Zustimmung. Er ahnte nicht, welche vulcanische Gährung sich hinter der starren Larve dieser Züge barg. Sein Zauber war gebrochen, seine Macht ihm abhanden gekommen, das schöne Mädchen Isabella, das er schon in seiner Gewalt zu haben glaubte, ihm auf immer entrissen. Und wollte er seinem Rachegefühl Luft machen und jetzt noch bei den Gerichten klagen, so war ja diese Klage, da Betta lebte, so abgeschwächt, daß er damit nur eine stumpfe Waffe führte; ihm aber wäre alsbald die Klage auf Freiheitsberaubung entgegengebracht, der er nur entgehen konnte, wenn Alles mit Schweigen begraben wurde. Das Schlimmste aber war die Feindschaft des Grafen Vercone; damit war nicht nur der Glanz seines Lebens dahin, seine Mittel versiecht . . . was sollte aus ihm werden? Doch nichts durfte seine innere Aufregung, seine Verzweiflung verrathen; er wollte sich selbst treu bleiben als der Mann der eisernen Maske, den nichts zu erschüttern vermochte, auf dessen Zügen keine Regung der Seele zu lesen sein durfte. Fiel er selbst, so hatte der ganze Jammer ein rasches Ende gefunden, und er war des Nachdenkens über seine aschgraue Zukunft überhoben.

Die untergehende Sonne überfluthete die öde braune Campagna mit ihren letzten rothen Tinten. Durch die Eichen der Egeria rauschte der Abendwind. Dort in der von Venusfarren umsponnenen Quellgrotte er-

warteten die beiden Grafen die kommenden Gegner. Der heißblütige Graf Vercone war ungeduldig und rachsüchtig; Graf Fersen suchte ihn zu beruhigen. Von Isabella hatte der Vater einen rührenden Abschied genommen; sie wußte nichts von der ihm drohenden Gefahr, aber sie ahnte, daß irgend Etwas von ernster Bedeutung sich vorbereite, und schmiegte sich zärtlich an ihn. Fersen lenkte das Gespräch auf Isabella; er benutzte den erregten Augenblick, um das Herz des Grafen weich zu stimmen. Dieser kam ihm entgegen.

„Sorgen Sie für mein Kind, wenn ich fallen sollte."

„So ungerecht," versetzte Fersen, „wird das Schicksal nicht sein. Doch wenn ich über das schöne Mädchen zu verfügen hätte . . . ich würde sie glücklich machen, indem ich ihre Hand in die Hand des jungen Mannes legte, den sie liebt."

„Was sagen Sie da?" fuhr Vercone auf.

„Sie liebt Rudolf . . ."

„Des Pfarrers Sohn?"

„Der aber längst der Theologie abtrünnig geworden ist. Ich zähle ihn zu meinen besten Freunden; er hat die Reise hierher mit mir gemacht."

„Er ist in Rom? . . . Und das verschwieg man mir?"

„Hören Sie auf mich, Graf, auf meinen Rath! Rudolf ist ein edler, ein geistvoller Mensch . . . und verdient die Hand Ihrer Tochter und wenn Sie glauben,

mir Dank schuldig zu sein, weil ich Sie von dem Alp befreit, der so lange auf Ihnen lastete, so können Sie mir diesen Dank nicht besser abzahlen, als wenn Sie meinen Freund durch Ihre Zustimmung zum glücklichsten aller Menschen machen."

„Jetzt nicht . . . jetzt nicht!" rief Vercone ungeduldig; „es stürmt zu viel auf mich ein. Alles täuscht mich . . . Alles verschwört sich wider mich; jetzt will ich fechten, kämpfen, zeigen, daß ich ein Mann bin, der seine Gegner niederzuwerfen vermag."

In diesem Augenblick näherte sich ein geschlossener Wagen; der Comthur und sein Begleiter sprangen heraus.

„Per Dio!" sagte der Comthur, das Schnupftuch vorhaltend, „man zwingt mich heute, meinen Grundsätzen untreu zu werden und mit der ganzen Canaille, die sich hier am Tiberfluß zusammengedrängt, dieselbe Luft zu athmen. Und bei Sonnenuntergang ist sie am schädlichsten."

Die Gegner grüßten sich; die Secundanten holten die Degen herbei, maßen die Entfernungen und gaben das Zeichen. Anfangs schien der Comthur durch seine ruhige Haltung das Uebergewicht zu bewahren; denn Graf del Vercone drang wie ein Wüthender auf ihn ein; aber beim dritten Anlauf gelang es ihm, den Comthur am rechten Arm zu verwunden, daß ihm der Degen aus der Hand fiel.

„Ich wußt' es wohl . . . diese fatale Luft . . . das erregt mir Schwindel . . . . das tanzt Alles um mich,“ sagte der Comthur, als der Arzt hinzugetreten, um die Wunde zu verbinden. Die Secundanten hatten den Zweikampf für beendet erklärt.

Der Graf del Vercone und Fersen stiegen in ihren Wagen, und der deutsche Freund benutzte die Rückfahrt, bei welcher sich Vercone in einer gehobenen sieges-freudigen Stimmung befand, um noch einmal auf die Liebe Rudolfs und Isabellas zurückzukommen. Vercone starrte schweigend in den glühenden Westhimmel; er erwiderte nichts auf die beredten Worte Fersens. Gleichwohl fiel jetzt, wo er seinen Gegner gezüchtigt, jedes Wort des Mannes, der den schleichenden Feind enthüllt, und ihm vor die Klinge gebracht hatte, schwer in's Gewicht; er widersprach nicht, er bat nur, ihm Zeit zu lassen. Es sei so viel geschehen; er müßte sich erst im Leben wieder zurecht finden.

* * *

Es mochten seitdem einige Tage vergangen sein, als Griselda auf der mit Oleandern geschmückten Freitreppe des Hotels auf ihre Schwester wartete, mit der zusammen sie einen wichtigen Gang in die Villa Vercone machen wollte. Griselda wurde schon ungeduldig; doch sie entschuldigte Betta mit der inneren Aufregung und den ungeschickten Zofendiensten des hinkenden Teufels Angiolina, die bisweilen mit schadenfroher Bosheit sich

ungeschickter stellte, als sie wirklich war. Graf Fersen mußte annehmen, daß in seine Versöhnung mit Bercone auch Betta eingeschlossen sei; sie sollte dem Grafen, der es bisher vermieden hatte, sie zu sehen, selbst versichern, daß sie ihm längst vergeben, um so mehr, als er ja von der langen Marter nichts gewußt hatte, der sie preisgegeben war. Um aber dieser Begegnung jeden Stachel zu nehmen, wollte Fersen seine Betta nicht selbst dorthin begleiten; es hätte dies zu peinliche Erinnerungen wachgerufen und den Grafen Bercone zu sehr in die Lage eines besiegten Nebenbuhlers versetzt. Statt dessen sollte ihre Schwester Griselda sie in die Villa begleiten. Natürlich konnte Betta sich nur schwer zu diesem Gange entschließen; vor ihren Augen funkelte noch immer der Dolch, der sie verletzt hatte.

Von allen Eigenschaften, welche den Sterblichen zur Zier gereichen, ist Geduld gewiß diejenige, die bei einer Primadonna am wenigsten zu finden ist. Griselda stampfte mit dem Fuße auf die Stufen der Freitreppe und rief mehrfach den Namen Betta in's Fenster des Erdgeschosses. Da fielen ihre Blicke auf einen Herrn mit Stiefeln und Sporen, welcher, die Reitgerte in der Hand, am Fuße der Treppe stand, seinen Hut lüftete und ihn dann fröhlich in der Luft zu schwenken begann.

„Gegrüßt in Rom, Fräulein Loredano,“ rief er mit lautem Frohlocken.

„Um Himmelswillen, Herr Susnich,“ rief Griselda. Und schon war der Bankier sporenklirrend und breit-

beinig die Treppe hinaufgeeilt und hatte mit stürmischer Annäherung der Gesangskünstlerin die Hand geküßt.

„Aber was suchen Sie hier, Herr Susnich?"

„Sie fragen noch . . . ich küsse ja der Antwort die Hand," sagte er, in heller Freude über diesen Funken seines Esprit vergnügt auflachend.

„Nehmen sie sich in Acht, Herr Susnich," sagte Griselda, „es giebt in Rom auch Studenten."

„Doch keine deutschen, und nur die Sorte ist gefährlich. Doch Sie gehen aus? Darf ich Sie begleiten?"

„Jetzt nicht . . . heute nicht, Herr Susnich!"

„Das thut mir leid . . . ich hätte gerne schon heute begonnen, mit Ihnen gemeinsam Rom zu durchstreifen. Zuerst zu der heiligen Stelle, wo der Circus maximus sich befand. Das sind für einen Sportsman die schönsten Erinnerungen. Freilich, die alten römischen Sportsmen waren mehr Fuhrknechte. Das ging immer mit den alten Karren über den Turf . . . und wenn sie umkippten, gerieth man unter die Räder."

„Es thut mir sehr leid, Herr Susnich," sagte Griselda, als Betta erschien. Das holdselige Mädchen mit den sanften leidenden Zügen erschien in einfacher geschmackvoller Toilette. „Meine Schwester . . . wir haben einen nothwendigen Ausgang."

Der Bankier verbeugte sich und fixirte Betta mit seinem Monocle.

„Auch Race," sagte er sich, „doch nicht ganz mein Geschmack." Und etwas verdrießlich, über die unwillkommene Zugabe zu seiner Griselda, mit welcher er gern allein durch die ewige Stadt gepilgert wäre, ging er in den Hotelhof, um sich zu einem Spazierritt das Reitpferd des Wirthes satteln zu lassen.

Mit Herzklopfen schritt Betta über die Schwelle der Villa Vercone; sie sollte einem Manne gegenübertreten, der sich schwer an ihr vergangen hatte, und doch konnte sie auch sich selbst von der Schuld nicht freisprechen. Er war, wenn auch zu eigennützigen Zwecken, der Wohlthäter ihrer Familie, ihr eigener Wohlthäter gewesen; sie hatte ihm versprochene Treue nicht gewahrt, hingerissen von der Macht der Liebe, die sie zum ersten Male kennen gelernt. Der Graf empfing den Besuch, auf welchen Fersen ihn vorbereitet hatte, in seinem Salon; er war nicht minder erregt als Betta, und eine leise Wehmuth ergriff ihn, als er die Todtgeglaubte nun vor sich sah, wenn auch mit einem leisen Schmerzenszug im Gesicht, doch noch mit dem ganzen Reiz jugendlicher Anmuth.

Griselda suchte mit weltläufiger Gewandtheit über das Mißliche dieser Begegnung, die so viele peinliche Erinnerungen hervorrief, so rasch wie möglich hinwegzukommen.

„Meine Schwester, Herr Graf," sagte sie, „kommt, um Ihnen Verzeihung zu bringen für die feindselige That, der Sie sich ihr gegenüber in leidenschaftlicher

Aufregung schuldig gemacht, und Sie selbst um Verzeihung zu bitten, daß sie beherrscht von dem unwiderstehlichen Zuge ihres Herzens, die Heimstätte, die Sie ihr bereitet, verlassen wollte."

„Betta, Betta!" rief der Graf, unter Thränen auf sie zustürzend und ihre Hand küssend.

„Ich vergebe Ihnen von Herzen," sagte sie.

„Und auch das wissen Sie, daß nicht ich Sie gequält und gemartert habe, und wenn Sie mir inzwischen gezürnt . . . und vielleicht geflucht haben, ich bin unschuldig an Allem, was die Lebende erduldet, die ich für todt hielt."

„Nichts mehr davon, es war eine Buße, welche der Himmel über mich verhängt hatte. Das allzu große Glück meiner Liebe hatte mich blind gemacht für Alles Andere, was heilig zu halten meine Pflicht gewesen wäre; ich mußte ein Fegefeuer überstehen, um der Wonne des Paradieses theilhaft zu werden."

„Ich würde," versetzte der Graf, „Alles gethan haben für die Wiedergefundene, um jede Schuld zu sühnen: doch Du bist glücklich, Du bedarfst meiner nicht mehr. Dir folgt der Glückwunsch, der Segen des Entsagenden!"

So tief hatte ihn jetzt sein Gefühl ergriffen, daß er selbst in den Ton früherer Zeiten zurückfiel. Auch Betta war lange keines Wortes mächtig. Die Unbefangenheit Griseldas suchte indeß das Gespräch von den trüben, feindseligen Erinnerungen abzulenken. Nun erst

wandte der Graf ihr seine Aufmerksamkeit zu . . . und er war nicht wenig überrascht, in der Schwester seiner Betta eine Erscheinung von sieghafter Schönheit zu finden. Der lebhafte Geist der Künstlerin, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Gewandtheit nahmen ihn rasch für sie ein: sie wußte die düstere Stimmung, welche die Gemüther beherrschte, hinwegzulächeln; sie erzählte viel und mit Esprit aus ihrem bewegten Leben. Das Gäßchen von Trastevere verschwand tief im Dunkeln neben den hellerleuchteten Salons in Paris und St. Petersburg, durch deren geöffnete Flügelthüren sie die lauschenden Hörer führte. Scharf zeichnete sie die einzelnen Persönlichkeiten, und ein Sprühregen von Anekdoten ließ die Hörer kaum zu Athem kommen.

Der Graf konnte nicht genug die Gabe dieser feinen vornehmen Plauderei bewundern. Das Lächeln der vollen Lippen stand ihr so reizend; ihr üppiges Haar, ihre schöne volle Gestalt fesselten seine Blicke; diese Züge erinnerten an Betta . . . und doch, auch das, wodurch sie sich von denen der Schwester unterschieden, hatte etwas besonders Anziehendes für den Grafen; denn der Pomp und gleichsam der Luxus der äußeren Erscheinung stimmte mit seinen früheren Gewohnheiten und Herzensneigungen überein; nur Bettas süße und marienhafte Schönheit hatte ihn seiner Vorliebe für glänzende Weiblichkeit untreu machen können.

Und auch Graf del Bercone machte Eindruck auf Griselda, so tief auch das Vorurtheil war, mit dem sie

ihm anfangs entgegengetreten; er war ein heißblütiger Sohn Italiens von feuriger Leidenschaftlichkeit, und sie entschuldigte gern die That, die er im Rausche des Affectes begangen. Es war jedenfalls ein interessanter Edelmann, und jetzt, nachdem er aus dem Banne eines unheimlichen Druckes und Zwanges entlassen war, nachdem er seinen Muth, seine Tapferkeit bewährt, war ein stolzes Selbstgefühl ihm zurückgekehrt und all' die geistige Ueberlegenheit, die er jetzt im freien Spiel des Witzes glänzen ließ. Er schämte sich der Rührung nicht, mit welcher er das schwergekränkte, das lange vermißte Mädchen bei sich empfangen! Doch er versuchte sie vergessen zu machen und vergaß sie selbst, als er gleichsam an Griseldas Hand in den Kreis der Unterhaltung trat, der einen Weltblick gestattete und das eigene Geschick mehr in den Hintergrund drängte.

Es freute ihn sehr, daß Griselda zunächst in Rom bleiben und die Kunstreisen in fremde Länder aufgeben wollte; er lud sie ein mit ihrer Schwester und dem Grafen Fersen, seinem neugewonnenen Freunde, ihn recht oft zu besuchen; von dem Vergangenen möge aber jetzt nicht mehr die Rede sein, am wenigsten in Gegenwart seiner Tochter.

Der aufleuchtende Blick des Grafen war Griselda nicht entgangen; es sprach ja daraus eine sich lebhaft ankündigende Neigung . . . welche Aussichten für die Zukunft! Darunter hatte zunächst Susnich zu leiden, dessen Artemisia in dämmernder Ferne verschwand.

Kaum war Griselda in's Hotel zurückgekehrt, als sich der Bankier bei ihr anmelden ließ.

„Wann reiten wir?" fragte er.

„Wir reiten jetzt nicht . . . überhaupt nicht."

„Das wäre," versetzte Susnich . . . und eine Falte schmerzlicher Enttäuschung lagerte sich um seine Mundwinkel.

„Ich habe hier in Rom viele Rücksichten zu nehmen; es thut mir leid, daß Sie den weiten Weg hierher sich gemacht haben."

„Es geschah nur Ihretwegen. Rom ist ein Nest, und ich liebe es nicht, im Schutt zu graben. Auch will ich keine Gemälde und Bildsäulen mit nach Hause bringen, sondern . . . etwas ganz Anderes."

„Ich bin gespannt," sagte Griselda.

„Nun, wenn Sie's denn wissen wollen, eine Frau; die Artemisia bleibt dann in meinem Stall, wo sie schon jetzt verpflegt wird. Sie ahnen — Sie verstehen?"

Griselda sah ihren Verehrer mit fragenden Blicken an.

„Ich bekenne, ich schwankte noch auf der Herreise; es gehört immer ein Entschluß dazu . . . doch ich gehe auf's Ganze. Ein Geschäftsmann wie ich macht nicht gern eine Reise umsonst, und wenn es nichts ist mit dem Detail so kauf' ich en gros ein. Und da wir Beide für den Sport schwärmen . . . werden Sie mein Weib, Griselda!"

Dieser Antrag kam der Sängerin nicht unverhofft; doch sie zeigte sich überrascht.

„Was wandelt Sie so plötzlich an, Herr Susnich?“

„Plötzlich . . . Sie ahnten nicht . . .? Sie geben Ihr Herz ja nur mit Ihrer Hand . . . nun, da streck' ich die meine danach aus!“

„Ihr Antrag rührt mich, aber . . . Geduld, Herr Susnich! Man liebt ohne Ueberlegung, aber ohne Ueberlegung darf man doch nicht heirathen.“

„Sie wissen, ich bin eine gute Partie . . . ich hab's, ich hab's, wonach sie Alle sich außer Athem laufen . . . und an Brillanten soll es nicht fehlen, liebes Kind.“

„Bitte, sparen Sie für später den vertraulichen Ton . . . wenn's einmal zu solcher Vertraulichkeit kommen sollte. Nun, die Brillanten werden mich nicht abschrecken. Jetzt aber . . . ich brauche Bedenkzeit, ehe ich meine Freiheit opfere.“

„Ich opfere ja auch die meine,“ versetzte Susnich, „und ich konnte sie mir so schön vergolden; aber singen dürfen Sie nicht mehr in Concerten. Ich mag das Beifallsgeheul der Rothhäute nicht mehr hören; es könnte ja auch gelegentlich ein Pfiff aus dem Hinterhalte ertönen. Nur in unserem Salon . . . da mögen Sie singen nach Herzenslust. Wenn man eine Nachtigall im Käfig hat . . .“

„Bitte, Herr Susnich, Sie greifen den Ereignissen vor.“

„Nun denn — also das Nächste! Jetzt nach meinem soliden Antrag, der keine Bedenken mehr zuläßt . . . reiten wir nicht?“

„Nein, Herr Susnich . . . nicht so stürmisch. In die Ehe muß man nicht hineingaloppiren.“

„Aber auch nicht hineinlahmen mit einem Stein im Hufeisen. Nun, wie's beliebt,“ sagte Susnich verdrießlich und verließ mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer. Er war ärgerlich über die hinausgerückte Entscheidung; wie viele junge, schöne und feine Damen wären überglücklich gewesen, wenn ihnen Herr Susnich solchen Antrag gemacht . . . welche Aussicht in seinen Gigs und Tilburys zu fahren, und zwar, was bisher noch Keiner gelungen, als angetraute Gattin! — Eine Frau Susnich . . . angestaunt wie ein Weltwunder! Und diese Sängerin besinnt sich! Hätte Herr Susnich eine Stunde früher seinen Antrag gestellt, sie hätte sich vielleicht nicht besonnen. Ein Besuch in der Villa Vercone, und seine Actien waren bedenklich gefallen, und seine Falben und Rappen, Schimmel und Schecken konnten den Wagen nicht wieder in's rechte Geleis ziehen.

* * *

Der Comthur lag unterdessen nicht ganz verlassen in seinem Sanatorium. Außer dem Kammerherrn, der sich mit ihm über die goldenen Tage unterhielt, die sie an den kleinen Höfen verlebt und öfters auf die Auszeichnungen zurückkam, die dem Freunde damals zu

Theil geworden, als er den geheimen Liebeshandel einer Prinzessin, den er selbst anfangs ermuthigt, dem fürstlichen Vater mit überzeugenden Beweisen verrieth, besuchten ihn bisweilen zwei junge Mädchen, die ihm das Kopfkissen zurechtrückten, mit ihm plauderten und sich als liebevolle Pflegerinnen bewiesen.

Die Eine von ihnen war Angiolina, die bei ihm Trost suchte, obschon sie sich bald überzeugte, daß er sich selbst in einer trostlosen Lage befand; doch sie spürte nach, ob der Comthur nicht vielleicht ihr Zeugniß gegen den Grafen Vercone gebrauche; sie hätte gerne der Wuth, die sie im Herzen angesammelt, in irgend einer Weise Luft gemacht. Der Graf, für den sie so viel gethan, in dessen Diensten sie zu stehen glaubte, als sie Betta wie eine Gefangene am Nemisee bewachte, kümmerte sich gar nicht um sie und ließ es zu, daß sie zu unwürdigen Zofendiensten bei ihrer früheren Gefangenen gezwungen wurde. — Und doch war sie es gewesen, die dem Grafen über Betta's Untreue die Augen geöffnet, welche das Mädchen selbst zu jenem Rendez-vous verleitet, den Grafen und den Comthur zur rechten Zeit dorthin geführt hatte. Sie kannte das Häuschen, wo sie mit ihrer Familie früher gewohnt, die verdeckte Tapetenthüre, hinter welcher der Graf und der Comthur lauschen konnten. Sie besaß von früher den Gartenschlüssel, und so konnte die verwundete Betta zur Nachtzeit mit ihrer Hülfe und der Hülfe ihres Bruders und Vaters, welche mit der Sänfte des Comthurs draußen

warteten, in jenen unterirdischen Schlupfwinkel gebracht werden, wo die zweideutigen Genossen Pietro's zu hausen pflegten; sie hatte durch lügenhafte Zuflüsterungen Betta bewogen, sich willig nach dem Nemisee bringen zu lassen, wo diese glaubte, von Fersen erwartet zu werden. Und für dies Alles keinen Lohn. Der Bruder war in die Wälder des Volskergebirges geeilt, der Vater inzwischen gestorben, Lorenzo, der Geliebte in der Bude am Palatin, ihr untreu geworden; er hatte eine Andere zum Weibe genommen. Und so stand sie ganz allein in der Welt, dem Hasse des Grafen Fersen und dieser verabscheuungswerthen Betta preisgegeben, deren schmachvolle Untreue nicht nur Verzeihung, sondern zuletzt auch Belohnung gefunden. Wie ihr das Alles Kopf und Herz bewegte! Es kochte in ihr wie Ingrimm über die Welt und die Menschen, der sie verzehrte. Doch der Comthur hatte nur Achselzucken für ihren Jammer, er mahnte sie zur Geduld, die Zukunft sei unberechenbar. Angiolina zog ihre rothen Augenbrauen zusammen und warf dem Comthur einen giftigen Blick zu . . . und doch war er der Einzige, mit dem sie jetzt einen gemeinsamen Haß theilte und der für sie sorgen mußte, wenn er irgend in der Lage war es zu thun. Sie that ihm daher kleine Liebesdienste, reichte ihm die Medicin, rief den Krankenwärter, wenn der Verband sich lockerte.

Mit scheelen Blicken sah sie aber ein anderes Mädchen an, welches zufällig mit ihr im Krankenzimmer des Comthurs zusammentraf; die kecke Brünette von

schlankem Wuchs, mit sprühenden Augen, erregten ihren grenzenlosen Neid. Es war dies Griselda's Zofe Giulia, und ungern schied Angiolina, wenn dann der Comthur mit der Zofe allein blieb, in welcher sie eine Art von Nebenbuhlerin erblickte. Giulia's Mittheilungen konnten dem Kranken nichts mehr nützen; aber er fand noch immer, wie in früheren Zeiten, Geschmack an dem Mädchen, welches eine zärtliche Pflegerin war. Er gab ihr auch jetzt noch Geld, womit sie sich schöne Sachen einkaufen konnte, die sie als seine Geschenke betrachten sollte — und so hatte sie guten Grund, eine so nutzbringende Freundschaft zu pflegen.

Fast erschrak der Comthur, als sich sein Gegner im Kampfe, der Graf del Vercone, bei ihm anmelden ließ: er wußte, daß diese Begegnung für sein ganzes Leben entscheidend sein müsse. Er hatte auf dem Krankenlager hin- und hergedacht, auch Feindseliges erwogen; doch Alles erschien aussichtslos; nur das Eine stand fest; er war ein bankerotter Mann, wenn Vercone seine Hand von ihm abzog.

„Die Wunde ist, wie ich höre, ungefährlich,“ sagte der Graf eintretend, „und wird bald geheilt sein. Ich komme, um heute endgültig mit Dir abzurechnen.“

Der Comthur erhob sich vom Lager; seine Züge trugen den Ausdruck ängstlicher Spannung, so sehr er seine Erregung zu verbergen suchte.

„So sprich! Ich bin bereit zu hören; Dein Degen

hat mir nicht zu viel gethan . . . es war nur der blutige Firlefanz, mit dem ein Duell abschließt."

„Von Freundschaft kann zwischen uns nicht mehr die Rede sein; Du hast mich aus schnödem Egoismus betrogen und den Uebermuth eines schamlosen Emporkömmlings gezeigt, der mich in jeder Weise zu beherrschen und zu demüthigen suchte; Du hast ein armes Mädchen, das ich in wild aufbrausender Leidenschaft, in einem Anfall von Tobsucht schwer verletzte, lange Zeit hindurch mit kaltem Blute gequält; doch Du bist, leider! noch immer ein Mitwisser jener Uebereilung und verwickelt in eine Angelegenheit, an die mich nichts, nichts mehr in der Welt erinnern soll.

„Nun, die reizende Betta geht ja bei Dir aus und ein, und wenn ihre Wunden wieder anfangen sollen zu bluten —"

„Schweige mit Deinem Hohn! Ich will mir diese Erinnerungen fortschaffen. Ich könnte Dich auf der Straße liegen lassen, Du würdest mich nicht als giftige Schlange in die Ferse stechen wollen, denn Du bist ja selbst dem Gesetze verfallen, und mit dem Comthurkreuz auf der Armensünderbank, das stimmt doch nicht mit den Lebensgewohnheiten eines Cavaliers vom Hofe von Modena. Mit Drohungen allein vermagst Du nichts mehr zu erpressen."

„Du willst mir einen Vorschlag machen, mit mir ein Abkommen treffen . . ." warf der Comthur ein,

mit einer gewissen Hast sich noch höher aufrichtend, auf den linken Arm gestützt.

„Betteln willst Du doch wohl nicht, auch nicht auf der spanischen Treppe Dich als Modell ausstellen, obgleich Du ein lucratives Gesicht hast, das die Maler für Cäsaren, Inquisitoren, Croupiers, für Geschichte und Genre brauchen können. Nun, so höre mich: wenn Du mir versprichst, sobald die Wunde noch mehr geheilt, Europa zu verlassen und Dir in der neuen Welt eine neue Heimstätte zu suchen, so will ich Dir nicht nur Reisegeld geben, sondern auch durch meinen Bankier hier bei einem Bankgeschäft in Valparaiso eine Summe anweisen lassen, welche Dir ein bescheidenes Einkommen sichert.“

„In Valparaiso?“

„Es beliebt mir, so über Dich zu verfügen.“

„Und die Summe?“

„Fünfzigtausend Lire!“

„Ich danke Dir, alter Freund und Kamerad!“ versetzte der Comthur, aufjubelnd wie ein Schiffbrüchiger, der das nahe Land erblickt; „es ist mein eigener Wunsch, diesem innerlich verfaulten Europa den Rücken zu kehren, und Du bist großmüthig genug, mir die Erfüllung dieses Wunsches zu veranlassen. — Und ich gelobe Dir . . .“

„Dich nie mehr um mich, um meine Vergangenheit meine Zukunft zu bekümmern.“

„Auf Ehrenwort!“

„Doch in den nächsten sechs Jahren erhältst Du nur die Zinsen jenes Capitals, und bis dahin ist die Schenkung widerruflich wegen schnöden Undanks. Es gilt, mich vor Heimtücke und Hinterlist zu sichern; erst müssen gewisse Dinge ganz verjährt sein."

„Ich erfülle jede Bedingung!"

„In acht Tagen kannst Du von Civitá Vecchia absegeln. Die Aerzte haben mir versichert, daß es bis dahin möglich sein wird. So lebe wohl — wir sehen uns nicht wieder. Ich sende Dir Geld und Schriftstücke durch meinen Secretär. Du wirst unterschreiben, was er Dir vorlegt. Angiolina nimmst Du mit Dir ... auch sie muß fort von hier. Für sie zu sorgen hat Graf Fersen übernommen. Wie oft begräbt man seine Freunde — viel trauriger ist es, die Freundschaft zu begraben!"

Und mit diesen Worten verließ der Graf das Zimmer.

Der Comthur aber fand ein behagliches Lächeln wieder; er streckte sich wohlgefällig auf dem Lager aus, soweit es sein kranker Arm erlaubte. Dann sagte er spöttisch: „Der gute Graf hält sich für frei; nicht Alle sind es, die ihrer Ketten spotten! Der Prinz ist verbannt, aber seine Apanage muß er ihm doch zahlen. Ein gutes Geheimniß verzinst sich gut."

Das Meer und das Leben lag offen vor ihm ... Abenteuer am Stillen Ocean ... er gab sich behaglichen Träumereien hin.

* * *

Die Villa Vercone war festlich geschmückt, der Garten prangte im Lichterglanz. Der Graf feierte die Verlobung seiner Tochter Isabella. Es war ein Tag schmerzlicher Selbstüberwindung. Erst nach schweren, inneren Kämpfen konnte die Liebe zu seiner Tochter den Sieg über seinen Adelsstolz davontragen, und eben so schwer nur konnte er's verschmerzen, daß das einst von ihm geliebte Mädchen einem glücklicheren Nebenbuhler folgen sollte; doch Eines brachte ihm Ermuthigung und Trost: es waren die schönen Augen der Sängerin Griselda.

Rudolf hatte mit dem Grafen Fersen schon vorher in der Villa Besuch gemacht; Vercone fand den jungen Studenten sehr zu seinem Vortheil verändert; er hatte weltmännische Manieren angenommen, und auch sein Aeußeres trug nicht das unordentlich Träumerische zur Schau wie früher. Seine Absicht, an einer Hochschule später Philosophie zu lehren, eine besonders in Italien, wo so viele Professoren Minister werden, hoch geachtete Stellung, fand des Grafen Beifall; doch noch mehr zu Gunsten Rudolf's hatte den Grafen del Vercone eine Mittheilung Fersen's gestimmt, die zunächst für Rudolf selbst ein Geheimniß bleiben sollte. Isabella, das hatte Fersen selbst gewünscht, sollte Rudolf erst bei dem bevorstehenden Feste wiedersehen. Der geheimen Zusammenkünfte bedurfte es jetzt nicht mehr; aber seiner glühenden Sehnsucht mußte er noch auf einige Zeit Zwang anthun.

Doch in das Herz Isabellen's war das Glück eingezogen mit seinen schönsten Träumen; eine kurze Zeit der Befürchtung und des Bangens — die Sorge um den Vater bei dem feindlichen Zusammentreffen mit dem Comthur . . . dann aber ein voller Athemzug der Erholung. Das Gespenst der Mitternacht, das sie beängstigt hatte, war wie bei einem Hahnenschrei verschwunden, und die Welt lag vor ihr in hellem Morgenschein . . . blitzender Thau auf den Blumen . . . und die Vögel singend im Gezweig und aus azurner Höhe. Signora Salviati hatte ihr mitgetheilt, daß Rudolf als Gast bei dem nächsten Feste erscheinen werde; so war er ja ausgesöhnt mit dem Vater und sie wußte, was sie dem Grafen Fersen zu danken hatte und vertraute mit ganzem Herzen auf den Freund des Geliebten. — Rudolf war in gehobener Stimmung, und sein Gefühl des Glückes steigerte sich noch, als er kurz, ehe er zum Feste ging, ein Briefchen seiner Schwester erhielt.

Godwine schrieb gleichsam mit fliegenden Buchstaben, den Herolden ihres Glückes: „Lieber Rudolf! Max ist zurückgekehrt, und wie prächtig sieht er aus! Der Londoner Nebel hat ihm gar nichts geschadet, auch nicht das Ale und die Londoner Misses, von denen er behauptet, daß sie eine unangenehme Sorte von Weiblichkeit seien. Und was die Hauptsache ist: er übernimmt das Gut seines Vaters, der sehr krank geworden . . . und wir sind verlobt. Das mußt Du aber ja nicht denken, daß das eine solche Verlobung ist, wie sie

in Pfarrhäusern vorkommt, wenn man so Jahre lang auf die Pfarre wartet, bis die ganze Liebe schläfrig wird und man sich erst die Augen reibt, wenn man am Altar das Jawort sagt. Nein, wir machen's ganz kurz; wir heirathen uns nächstens sans façon. Papa ist glücklich . . . er bekommt einen Schwiegersohn, der zwar von der Theologie nichts versteht, aber von der Landwirthschaft fast so viel wie er selbst. Max soll einige Felder mit Guano düngen . . . das hat er ihm schon oft gerathen und ich bin überzeugt, wenn Papa mithilft, wird das Tessing'sche Gut bald in Blüthe stehen. Da ich mit Max im Reinen bin, wirst Du mit Deiner Isabella wohl auch bald ins Reine kommen. Kehrt das Glück erst einmal ein, so bringt's immer Gesellschaft mit. Ich wünsche mir keine schönere Schwägerin, sie kommt ja aus dem Lande, „wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht". Mit der Myrthe ist es jetzt in Ordnung; für den Lorbeer mußt Du sorgen, denn Du bist ja ein Genie. Die Signora Giulia soll ja auch dorthin verzogen sein; dort ist jedenfalls der Lorbeer wohlfeiler. Und Suschen ist zu einem Café chantant gegangen, das in der Welt herumzieht; sie tingeltangelt, wie Max sagt, und das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Nun ist die Luft rein und enthält lauter Ozon, wie Papa sagt, wenn er nach dem Gewitter zum Fenster hinaussieht. Ich möchte Dir etwas davon nach Rom schicken. Es herzt und küßt Dich Deine glückliche Schwester Godwine."

Wenn Rudolf's Seele noch einiger Schwingen bedurft hätte, dieser Brief Godwinen's hätte sie ihm gegeben; doch als er an Fersen's, Betta's und Griselda's Seite zur Villa Vercone fuhr, da war sein Herz so stürmisch erregt, daß sein lauter Schlag ihn fast beängstigte.

Die Villa hatte sich glänzend verwandelt; es war als ob ein Bannfluch von ihr genommen wäre. Die lange Flucht der Säle, früher abgesperrt durch des Comthurs gesonderte Wohnung, stand jetzt hell und freundlich offen; im Garten aber funkelte ein Lichtermeer, wandelte die Fontainen in einen Feuerstrom und züngelte an den Statuetten empor.

Isabella stand neben dem Vater, als Rudolf eintrat; sie eilte ihm entgegen, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn mit den Worten: „Mein einziger Freund!" Und der Graf stand daneben und lächelte. Rudolf wußte nicht, ob er träume oder wache.

Wie entzückend sah sie aus in dem weißen Kleide: die hohe, schlanke Gestalt, unter dem dunklen Gelock die tief und feurig blinkenden Augen, aus denen heute der ganze Jubel der Seele sprach. Es war nicht der Jubel der Bacchantin, die den Thyrsus schwingt, es war das Entzücken der in Götterarmen zum Olymp aufschwebenden Liebe. Fest schmiegte sie sich an den Geliebten an, und Rudolf vermochte dies Glück nicht zu fassen.

Eine glänzende Gesellschaft fluthete durch die Säle, durch den Garten. Rudolf und Isabella suchten eine einsame Stelle hinter den Taxusbüschen der Fontaine auf, dicht an der Mauer des Gartens der Rospigliosi; wie ganz anders heute des Glückes sicheres, volles Gefühl, als damals die bedrohte Begegnung.

Nicht lange blieben die Beiden allein; del Vercone und Fersen waren ihnen gefolgt. Mit dem Feuereifer und der stürmischen Raschheit, die ihm eigen war, eilte Vercone auf sie zu.

„Graf Fersen ist als Freiwerber für Sie aufgetreten; Isabella liebt Sie, ich gebe Ihnen mein Kind, machen Sie es glücklich!“

Isabella und Rudolf sanken sich in die Arme und nach feurigem Liebeskusse umarmten sie den Grafen; Fersen aber wandte sich an Rudolf.

„Mein Freund, dessen Nähe ich mir für immer sichern muß: ich komme mit herzlichem Glückwunsch und zugleich mit einer Bitte. Nicht weit von meinem Schlosse liegt das freundliche Wohnhaus des nächsten Rittergutes, das in meinen Gütercomplex gehört: ich bitte herzlich, nimm das Rittergut am heutigen Tage an als ein Brautgeschenk . . . wir bleiben dann ungetrennt für's Leben.“

Rudolf zögerte . . . ihn übermannte die Rührung über des Freundes Edelmuth . . . er sollte der reichen Braut nicht ohne eigenen Besitz, nicht ohne festen Halt im Leben gegenübertreten . . . sollte er solcher

zartfühlenden Freundschaft ein trotziges Selbstgefühl entgegenstellen?

Was waren irdische Güter gegenüber der schönen Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens? Rudolf drückte Fersen die Hand, und die Freunde umarmten sich mit inniger Hingebung.

Bald hatte sich die Gesellschaft im großen Saale der Villa versammelt. Die Gläser kreisten; der Hausherr trat vor und zeigte die Verlobung seiner Tochter mit dem Deutschen Rudolf Rösner an. Tusch der Musik ertönte . . . und Alle stießen an mit dem Forestiere, der so glücklich war, eine Braut zu erwerben, welche den Söhnen der ersten Familien Roms unerreichbar geblieben war. Im stilleren Kreise aber, in einem Cabinet, das seitab lag von der Strömung der Menge, begrüßten Bercone und Rudolf den Grafen Fersen und seine Braut Betta und stießen an auf ihr Wohl und ihr dauerndes Glück . . Bercone nicht ohne den Schmerz der Entsagung; doch da stand sie ja neben ihm, Griselda, und als er ihr die Hand drückte und in ihre strahlenden Augen sah, da fühlte auch er das Glück seiner Zukunft gesichert.

Und Griselda hatte sich für immer von ihrem früheren Freunde losgesagt. Der unglückliche Susnich war auf der Villa Appia mit dem Pferde gestürzt und mußte wegen einer Fußverstauchung das Zimmer hüten; er verwünschte das classische Rom und seine berühmten Straßen. Aus Allem, was ihm die gut bezahlte Zofe

mittheilte, schöpfte er die Gewißheit, daß Griselda für ihn verloren sei.

Die Brautpaare aber beschlossen, zugleich mit Godwine und Max in der stillen Dorfkirche am schlichten Altar sich vom alten Rösner einsegnen zu lassen, um noch mit diesem Sonnenblicke das Leben des würdigen, hochbejahrten Mannes zu erhellen. Nicht bloß seine Kinder sah er glücklich und legte als Vater und Diener des Herrn die segnende Hand auf ihr Haupt; auch einer der größten Gutsherren des Kreises, Graf Fersen, erwies der bescheidenen Dorfkirche die Ehre, einen Bund für's Leben zu schließen. Signora Salviati reiste mit dem Briefe Rudolfs voraus, um diese frohe Botschaft anzukündigen; sie sollte später abwechselnd beim Grafen Fersen und bei Rudolf wohnen. Dem alten Herrn sollte sie über alles Vorgefallene genaue Auskunft geben; und sie war dazu im Stande; denn sie hatte mit Bienenfleiß, theils aus dem Munde der Betheiligten, theils hinter den Thüren lauschend, den Zusammenhang der denkwürdigen Ereignisse ergründet. Doch noch ehe die Brautpaare nach Deutschland aufbrachen, lichtete in Civitá Vecchia ein Schiff die Anker, welches durch die Südsee den Weg nach Valparaiso nehmen sollte. Der Comthur saß in der Cajüte, die er nicht zu verlassen gedachte, bis er die Küsten Chiles erreicht. Neben ihm saßen zwei weibliche Gestalten: die häßliche Angiolina als aufgedrungene Ueberfracht und die hübsche Giulia, die er mitgenommen.

Er hatte sich in einer Sänfte an den Landungsplatz tragen lassen und war bei der Ueberfahrt im Boote mit Tüchern ganz vermummt, da gerade eine häßliche Brise wehte.

„Was bringen Sie denn da für eine Mumie?“ fragten die Seeleute, als man ihn mit Noth die Schiffsleiter hinaufbugsirt hatte.

„Pst!“ sagte die übermüthige Giulia, die das im Vorbeigehen hörte; „es ist der Comthur, der steinerne Gast, der die Gottlosen holt.“

Und die Matrosen bekreuzten sich.

ENDE